

# Vorwärts

## Berliner Volksblatt.

### Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

**Bezugspreis:**  
 Einzelheft 450 M., monatlich 1,50 M.,  
 frei ins Haus, vorausschickbar Einzelne  
 Nummern 10 Pf. Postzeitung: Monatlich  
 1,50 M. Unter Kreuzband für  
 Deutschland und Oesterreich-Ungarn  
 2,- M., für das übrige Ausland  
 4,50 M. monatlich. Versand ins Feld  
 bei direkter Bestellung monatlich 1,50 M.  
 Wochensendungen nehmen an Adre-  
 mossort, Holland, Luxemburg, Schweden  
 und die Schweiz, Fingerringen in die  
 Postbetriebs-Verhältnisse.  
 Preisliste täglich.

Telegramm-Adresse  
 „Sozialdemokrat Berlin“.

**Anzeigenpreis:**  
 Die Kellerei-Dollere Kolonialzeitung kostet  
 60 Pf. „Kleine Anzeigen“, das  
 festgedruckte Wort 20 Pf., (gültig für  
 2 festgedruckte Worte), jedes weitere  
 Wort 10 Pf. Stellenangebote und  
 Stellenanzeigen das erste Wort  
 10 Pf., jedes weitere Wort 5 Pf.  
 Worte über 15 Buchstaben zählen für  
 zwei Worte. Zeitungszulassung 300.  
 Familien-Anzeigen 50 Pf.,  
 politische u. gewerkschaftliche Kreis-  
 Anzeigen 40 Pf., die Zeile. Anzeigen  
 für die nächste Nummer müssen bis  
 5 Uhr nachmitt. im Hauptpostamt,  
 Berlin SW. 68, Lindenstraße 3, an-  
 gegeben werden. Gedruckt von 5 Uhr  
 früh bis 7 Uhr abends.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 3. Sonnabend, den 9. Februar 1918. Expedition: SW. 68, Lindenstraße 3.  
 Fernsprecher: Amt Marienplatz, Nr. 151 90-151 97. Fernrunder: Amt Marienplatz, Nr. 151 90-151 97.

## Die österreichische Ministerkrise.

Die unerwartete Demission des österreichischen Ministerpräsidenten von Seidler scheint schon wieder beigelegt. Der Kaiser hat das Entlassungsgesuch nicht genehmigt, da er ganz besonderen Wert darauf lege, daß das sein volles Vertrauen besitzende und unter den schwierigsten Verhältnissen bewährte Ministerium im Amte verbleibe. Diese überaus gnädige Antwort — man könnte fast von einer demonstrativen „Gnade“ sprechen — ist ein deutlicher Wink an die frondierenden Parteien, besonders an die Polen, den Staatshaushalt, der eben zur Beratung steht, zu bewilligen.

Gesetzt aber, die Krise würde rasch beigelegt, so dürfte der aufmerksame Beobachter doch nicht achtlos an ihr vorbeigehen. Sie beweist aufs sinnfälligste, wie labil die parlamentarischen Verhältnisse in Oesterreich sind, die nur die staatliche Verfahrensweise widerspiegeln; sie beweist, daß jede schwächliche Vertagung der österreichischen Probleme die Schwierigkeiten nur vergrößert und vermehrt und jeden Augenblick Situationen schafft, die dem Prestige des verbündeten Reiches — und es gibt auch neben dem eingebildeten ein notwendiges Prestige — entschieden abträglich sind.

Der unmittelbare Anlaß der Krise war, daß der Ministerpräsident dem für seinen Trautenauer Wahlkreis hangenden deutschradikalen Abgeordneten A. S. Wolf die Errichtung eines Kreisgerichts auf dem Verordnungsweg versprochen hatte. Nun ist jede Behörde in Böhmen Gegenstand erbitterter nationaler Streites. Die Tschechen haben sich natürlich sofort darauf verweist, daß die Errichtung eines Kreisgerichtes (Gericht 2. Instanz) gesetzlich fundiert sein muß, und führen ins Feld, daß sich der Ministerpräsident mit dieser über ihre Köpfe hinweg getroffenen Entscheidung national einseitig verhalten habe. Die Erbitterung der Tschechen ist besonders deshalb groß, weil das Trautenauer Kreisgericht schon seit Jahrzehnten ein Gegenstand erbitterter nationaler Kämpfe ist, der jetzt zu ihren Ungunsten entschieden scheint. Deshalb hat auch die Krone dadurch, daß sie ihr Vertrauen dem Ministerpräsidenten ausspricht, für den Tschechen solche Unbill angeht, offensichtlich für die Deutschen gegen die Tschechen Partei ergriffen, was sich unschwer aus vielen ententefreundlichen Erklärungen der Tschechen in der letzten Zeit erklärt.

Aber so charakteristisch diese Krise für die Art ist, wie in Oesterreich regiert wird und Krisen entstehen, so hätte die Aufregung der Tschechen die Demission Seidlers noch nicht erzwungen können. Mut würde die Krise erst, als die Polen, die dank des deutsch-tschechischen Streites das Slingeln an der Woge bilden, in Oppositionsstellung zur Regierung rückten und mit der Budgetverweigerung drohten. Da die Polen keinen Anlaß haben, sich über das Trautenauer Kreisgericht aufzuregen, so erklärt sich ihre Opposition einfach daraus, daß sie die Lage der Regierung für prekär genug ansehen, um ihre Wünsche durchzudrücken oder die österreichische Regierung zur Vertretung ihrer „Belange“ zu zwingen. Ueber deren Richtung orientieren die „Warschauer Mitteilungen“. Am 22. Januar stellte der Abg. Witos im Polenklub folgende Anträge: 1. Der Polenklub stellt fest, daß das Selbstbestimmungsrecht sich auf alle Polen ohne Rücksicht auf politische Grenzen beziehen muß. 2. Die einzig mögliche Lösung der polnischen Frage ist die Vereinigung aller polnischen Gebiete mit dem Zutritt zum Meer. 3. Forderung des vollen Anteils der Vertreter Polens an den Friedensverhandlungen. Der Konservative v. Saller verlangt für Polen einen freien Zutritt zum Meer. Daszynski eine Konstituante in Warschau und Opposition gegen die österreichische Regierung. Am 28. Januar forderte im österreichischen Abgeordnetenhaus der polnische Konservative v. Gocz. der jetzt auch zum Vorsitzenden des Polenklubs gewählt worden ist, den Zutritt zum Meer, der Volksparteiler Letmajer meint, er könne sich Polen ohne Krakau und das ganze Weichselgebiet nicht vorstellen. Er betont den „durchaus polnischen Charakter“ Polens. Der Akt vom 5. November bilde nicht mehr die Grundlage für die Lösung der polnischen Frage.

Diese Stimmen zeigen, wie übel beraten die Deutschen in Oesterreich waren und wie schlecht sie den Interessen der ganzen deutschen Nation dienen, als sie den Kampf gegen die Tschechen zum ausschließlichen Inhalt ihres politischen Lebens machten. Mag sein, daß sich die Tschechen als Slaven nicht vom Schicksal vorherbestimmt fühlen, an Seite des Deutschen Reichs den Weltkrieg auszufechten, obwohl das Beispiel der Bulgaren sehr wohl zeigt, daß Interessen über nationale Zusammengehörigkeitsgeföhle hegen können; aber die Deutsch-Oesterreicher haben ihre nationalen Ziele mit den Machtmitteln des absoluten Staates, mit dem tschechischen Regime zu erreichen gesucht und in den Tschechen dadurch das Streben nach Sicherung der primitivsten politischen Rechte gemacht. So ist das Verlangen nach dem tschechischen souveränen Staate groß geworden, hat Gewalt über Bergen und Birne erlangt und schließlich zu einer Begriffsverwirrung geführt, die aller gesunden Vernunft Hohn bracht. So halten die Deutschen und Tschechen, ganz erfüllt von ihrem Kampf auf Leben und Tod, ohne ihre lächerliche Rolle zu ahnen, die Fäden des Polen, die im Abgeordnetenhaus die

Entscheidung in der Hand haben. Dieser gerade vom extremen deutschnationalen Standpunkt verderbliche Zustand kommt daher, daß sich die Deutsch-Oesterreicher in kindlicher Romantik als Ball gegen die Tschechen, nicht als Brüder zu ihnen betrachten.

## Landesverrats-Anklage gegen den „Vorwärts“.

Am 6. Februar stand der verantwortliche Redakteur des „Vorwärts“, Genosse Erich Luttner, unter der Anklage des versuchten Landesverrats vor dem außerordentlichen Kriegsgericht. Das Verbrechen sollte durch Veröffentlichungen in Nr. 29 des „Vorwärts“ vom 29. Januar begangen worden sein.

Mittlerweile hatte Genosse Friedrich Stampfer dem außerordentlichen Kriegsgericht mitgeteilt, daß er allein die inkriminierten Veröffentlichungen bewirkt habe und sich als alleiniger Täter dem Gericht zur Verfügung stelle.

Infolge dessen wurde die Verhandlung auf einen späteren Termin vertagt.

## Das Regierungsprogramm Welerles. Für das Wirtschaftsbündnis mit Deutschland. Armeekonventionen.

Graf Michael Karolvi besprach in ungarischen Abgeordnetenhaus am Donnerstag das Programm des neugebildeten Kabinetts und erklärte, er sei nicht in der Lage, sich auf Grund dieses Programms der neuen Regierungspartei der sogenannten achtundvierziger Fortschrittspartei, anzuschließen. In vollkommenster Uebereinstimmung mit dem Ministerpräsidenten befinde er sich bezüglich der Wahlreform, er habe jedoch ausdrücklich hervor, daß er nur eine solche Wahlreform billige, wie sie in der jetzt im Abgeordnetenhaus eingebrachten Wahlgesetzesvorlage enthalten sei. Er könne jedoch eine Vorlage nicht annehmen, welche der Liga-partei zuliebe den Kreis der Wahlberechtigten mittels Abänderungsvorschlägen verengen werde. Graf Karolvi erklärte, er sei ein Anhänger des Bündnisses mit Deutschland, aber er sei kein Anhänger und werde kein Anhänger einer Vertiefung dieses Bündnisses sein und zwar aus dem Grunde, weil nach seiner Ansicht Ungarn in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Deutschland gelangen würde und nach seinem Dafürhalten sei auch die Bildung eines Mitteleuropas auf wirtschaftlicher Grundlage nicht heilsam, da es ein Haupthindernis bei der Einleitung von Friedensverhandlungen bilden könnte. Der wirtschaftliche Anschluß an Deutschland, wie er jetzt von der Regierungskreisen vorschwebt, verurteile neue Konflikte, führe zur Steigerung der Mäntungen und hemme die Verbreitung der pazifistischen Ideen, als deren begeisterten Anhänger Graf Karolvi sich bekennt. Er fügte jedoch hinzu, er sei nicht Anhänger eines Friedens um jeden Preis. Friede um jeden Preis sei eine ebensolche Absurdität, wie ein Krieg um jeden Preis. Der Pazifismus werde eigentlich erst nach Friedensschluß einsehen und seine Grundlage sei der Absicht der Menschheit vor dem Untergange, welches jetzt seit 4 Jahren währe.

Hierauf ergriff Ministerpräsident Dr. Welerles das Wort und führte aus: Zwischen der Regierung und der Karolvi-partei bestehen kardinale Meinungsverschiedenheiten. In erster Reihe bezieht sich die Meinungsverschiedenheit auf das Verhältnis zu Deutschland.

Jedermann, der gesehen hat, daß das Deutsche Reich vom ersten Augenblick an mit größter Hingebung und Bereitwilligkeit und mit dem größten Erfolge (allgemeiner lebhafter Beifall und Handklatschen) an der Verteidigung unseres Vaterlandes teilgenommen hat, jedermann, der jene Richtungen auf der Entente-seite bemerkt, welche die Verhinderung unseres Landes durchsehen wollen, der muß gerade vom nationalen Standpunkt aus eine Politik befolgen, welche sich dem Festhalten an diesem Bündnis nicht verschließen darf. (Lebhafte Zustimmung.)

Dieses Bündnis ist ausschließlich auf die Wahrung des Friedens und die gegenseitige Verteidigung gerichtet und bezieht keinerlei aggressive Tendenz. Von diesem Gesichtspunkte aus ist es unmöglich, irgend etwas gegen die Absicht einzuwenden, daß wir das Bündnis wirtschaftlich vertiefen, wobei ich die Grenze, bis zu der wir gehen, ausdrücklich bezeichne, nämlich, daß wir unsere wirtschaftlichen Interessen vollkommen wahren und sowohl unsere handelspolitische Selbstständigkeit wie die Unabhängigkeit unserer Entscheidung sichern müssen. (Lebhafte Zustimmung. Zurufe: Auf dem Papier!) Der Ministerpräsident fuhr fort: Das wirtschaftliche Bündnis hat keine Spitze gegen andere Staaten. Wir wünschen es in einer Weise ins Leben zu rufen, daß unsere Aktionsfreiheit und unser Verkehr mit anderen Staaten nicht beeinträchtigt wird. (Lebhafte Beifall.)

Der Ministerpräsident besprach eingehend die Frage der Unabhängigkeit der ungarischen Armee und sagte: Ich kann versichern, daß die Armee tatsächlich national sein und alle diesbezüglichen Erwartungen übererfüllen wird.

Die Armee wird auch selbständig sein in jenem Maße, wie es die mit Oesterreich und unseren Bundesgenossen gemeinsame Verteidigung gestattet. Ich weiß nicht, wie man sich die Selbstständigkeit einer Armee vorstellt. Ich kann nur soviel sagen, daß in der modernen Zeit militärische Konventionen, welche zwischen ganz fremden Staaten geschlossen werden, in bezug auf Organisation, Ausrüstung und Führung eine solche Gebundenheit festsetzen, daß man an eine doktrinaire Selbstständigkeit nicht denken kann. (Lebhafte Zustimmung.) Ich bitte, versichert zu sein, daß innerhalb der hier gezogenen Grenzen die ungarische Armee selbständig sein wird, wie sie im modernen Sinne nur immer selbständig sein kann.

Der Ministerpräsident besprach dann eingehend die Frage der wirtschaftlichen Verhandlungen mit Oesterreich

und wiederholte, daß, wie man auch theoretisch über selbständiges Zollgebiet und Zollfreiheit denken möge, die gegenwärtige Lage und namentlich die wirtschaftliche Lage der Bildung großer Wirtschaftsgebiete in der Welt ungünstig sei. Abgeschlossenheit durch Zollschranken sei namentlich in heutiger Zeit vom Uebel. Ungarn könne insbesondere ohne Ansehlichkeit an ein großes Verbrauchsgebiet nicht an eine Entlohnung seiner Landwirtschaft denken. Auch vom Standpunkt der Ordnung der Finanzen und der Herstellung des Geldwertes sei ein großes Wirtschaftsgebiet empfehlenswert. Die endgültige Entscheidung über alle diese Fragen werde dem neuen Reichstag vorbehalten.

Die Lösung des Wahlrechts-Problems

sei dringend notwendig, schon um ein fremdes Element aus dem öffentlichen Leben zu entfernen. Er halte unverändert an den grundlegenden Anordnungen des materiellen Wahlrechts als dem mit Bezug auf die Reinheit des Wahlverfahrens. Das Verzicht von etwaigen geheimen Kompromissen und Abweichungen sei durchaus unmaß. Eine Verständigung über das Wahlrecht zwischen den Parteien finde ihre Grenze darin, daß man die Zeichen der Zeit verstehen und von der Ueberzeugung durchdrungen sein müsse, daß die Wahlrechtsfrage nur dann auf einen Ruhepunkt gelangen werde, wenn der Vollgemeinerwerb des Wahlrechts seine engen Schranken gezogen würden. (Lebhafte Beifall.)

## Ein deutsch-russischer Alandsinseln-Schheimvertrag.

Die Stockholmer „Politiken“ veröffentlicht eine Unterredung mit Trojts, in der dieser erklärt, im Jahre 1907 sei ein geheimer Vertrag zwischen Rußland und Deutschland abgeschlossen worden, wobei die Deutschen das Recht Rußlands anerkannt hätten, die Alandsinseln zu besetzen, und zwar mit der Versicherung, daß sie ein derartiges Vorgehen nicht als Verletzung der Pariser Konvention ansehen würden.

Hierzu erklärt der deutsche Gesandte in Stockholm, Freiherr von Lucius, der in Betracht kommende Passus des Geheimabkommens vom 31. Oktober 1907 spreche nur von „eventueller Aufhebung“ des Pariser Abkommens von 1856 zugunsten Rußlands und Deutschlands, ganze Bindung Rußland gegenüber werde „selbstverständlich an die Voraussetzung geknüpft, daß es Rußland gelingen wird, die schwedische Zustimmung zu dieser Aufhebung zu erhalten. Mit Rücksicht auf das große Interesse, welches Deutschland und Schweden damals an dem Zustandekommen des Ostseeabkommens hatten, wollte man den russischen Wünschen unsererseits immer unter Voraussetzung des schwedischen Einverständnisses tünlichst entgegenkommen, um den Abschluß des ganzen Abkommens nicht zu erschweren. Im übrigen gab damals Rußland die Versicherung ab, daß es nicht beabsichtige, die Alandsinseln zu besetzen und zu einem strategischen Stützpunkt zu machen, sondern nur die Befestigung einer seiner Souveränität widersprechenden Bestimmung erstrebe.“

Das Jahr 1907, in dem das Alandabkommen als Anhang zu dem Zwinemünder Freundschaftsbesuch des Jahres getroffen wurde, ist berühmt und beschäftigt in der Geschichte der Anfänge der von England gegen Deutschland angesprochenen Entreisungspolitik. England wie Deutschland gaben sich damals dem Verheißerwerb um Rußland hin, und die Politik des Fürsten Witow war also bereit, dem Zarreich in der Ostsee Chancen zu eröffnen, über die England seine helle Freude haben konnte. Glücklicherweise hat diese Leistung längst ihre aktuelle Bedeutung verloren, so daß man den Schlüsselmoment der Erklärung des Herrn v. Lucius zustimmen kann: die Tatsache, daß Deutschland in West-Litwa trotz der Ueberfälle der mit Rußland zu regelnden Angelegenheiten die Alandsfrage in schwedischem Sinne aufnahm, zeige, wo sich Schwedens wirkliche Freunde befinden.

Trojts „Unterredung“, dieser Versuch, in Schweden gegen Deutschland Mißstimmung zu säen, wird nach gegenwärtiger Lage der Dinge schwerlich eine ernsthafte Wirkung erzielen. Als Begleiterzeugung der Prester Friedensverhandlungen hat die Unterredung ihre besonderen Reize. Sie schmückt nach altem Diplomatenspiel, Kadale und Liebe zu gleicher Zeit.

## Der Bürgerkrieg in Finnland.

Ueber den Fortgang der blutigen Kämpfe liegen von Telegrammen aus dem bürgerlichen Lager vor. Den roten Garben ist der Weg ins Ausland verstopft. Aus Stockholm wird vom Donnerstag gemeldet: Die finnische weiße Garde beherrscht nunmehr endgültig Tornio. Ein Teil des russischen Militärs ist in Tornio gefangen genommen, der Rest entflohen. Der russische Kommissar, der mit dem rumänischen Gefandtschaftspersonal nach Naparanda zu fliehen suchte, wurde erbeutet und handrechtlich erschossen. Aemi soll von den russischen Soldaten gerannt sein. Nordfinland befindet sich nunmehr wieder in finnischen Händen. Die Eisenbahn von Tornio ist bis Hauptstadt betriebsfähig. Weiter kommt die Meldung von heftigen Kämpfen in Alesberg, wo ein ganzer Stadtteil niederbrannte.

Der „L.A.“ teilt folgende Hamburger Meldung aus Stockholm mit: Bei Lammfors schlugen die russischen Truppen und roten Garbisten am Dienstag eine blutige Niederlage. Angeblich verloren die Russen 3000 Mann. General Kannerheim befehligte die Einziehung aller sozialistischen Blätter in den von ihm besetzten Orten in Nord- und Mittel-Finnland. Er beschloß ferner die Bürgergarde in Tornio, daß sie endlich an Finnlands Grenze setzen Fuß gefaßt habe.

Der Stob der weißen Garde in Waja meldet: Ein aus Lammfors kommender Zug von 58 Wagen mit roten Garben und russischen Matrosen wurde in die Luft gesprengt. In der Umgebung von Björnsborg plündern die roten Garben und russischen Matrosen. Von der Südfrente sind keine Änderungen gemeldet. Alle Leute lassen sich in die Wälder eintragen. In Caermarck sind alle zwischen 18 und 30 Jahre alten Männer unter die Fahnen berufen.

Ueber die Anfänge des Bürgerkrieges in Finnland berichtet der Bremer „Bund“ nach aus Helsingfors über Stockholm angelommene Blätter. Danach begann der Bürgerkrieg aus dem Grunde, weil die Regierung Eoinhufvuds dem Landtag den Antrag stellte, unregelmäßig eine starke Landesverteidigung zur Abwehr der aufstrebenden Anarchie zu organisieren. Die sozialdemokratische Fraktion verlangte, daß diese Frage zuerst einer besonderen Landtagskommission zur Prüfung überwiesen werde. Der Regierungsvorschlag wurde jedoch vom Landtag mit 97 gegen 84 Stimmen angenommen. Dadurch entstand eine große Aufregung unter den Arbeitern, die mit Gewalttaten drohten. Das Vorgehen der weißen Garde, die Hausdurchsuchungen bei den Arbeiterorganisationen und Verhaftungen einzelner Arbeiter voranzubringen, steigerte die Erregung. Bei den Feindschaften für die Anerkennung der Selbständigkeit Finnlands brachte die Agitation für das militärische Ziel Eoinhufvuds, die übrigens mit deutschskandinavischen Verbindungen verbunden war, die größte Stimmung zum Sieden, so daß es den gewählten Sozialdemokraten unmöglich wurde, die rote Garde zu zügeln.

Nach dem Sturz der bürgerlichen Regierung Eoinhufvuds, an deren Stelle sofort die sozialistische Regierung unter Manners Leitung trat, gelang es drei Mitgliedern der alten Regierung, nach Waja zu entkommen, wo sie unter Leitung des Senators Kinnall eine neue provisorische bürgerliche Regierung bildeten. Aus einer am 2. Februar abgehaltenen Erklärung der in Berlin weilenden finnischen Deputation ist bekannt, daß diese neue bürgerliche Regierung als Bevollmächtigte der alten Regierung zu betrachten ist. Der Aufenthaltsort der meisten anderen Mitglieder der alten Regierung, unter ihnen Eoinhufvud, ist unbekannt. Es wird jedoch ein Aufruf Eoinhufvuds verbreitet, in welchem die Bürger Finnlands aufgefordert werden, die alte Regierung und die Schutztruppen des Generals Kannerheim zu unterstützen. Sämtliche bürgerlichen Parteien des finnischen Landtages erließen am 1. Februar eine Proklamation, die der vom Landtag eingesetzten Regierung unbedingte Treue verspricht und das ganze Volk zum Schutz der Selbständigkeit des Landes und gegen die Feinde aufruft. Deren Weg aber das Grab der Freiheit der Unterdrückung und Schande entgegengeht. Bei diesem schärflichen Gegenüber der beiden Lager ist die Wildheit, mit der nach schwedischen Nachrichten der Kampf geführt wird, nicht zu verwundern.

## Krylenkos Nachfolger.

Stockholm, 8. Februar. Der russische Generalissimus Krylenko, der bekanntlich von den Polen in Koshew gefangen genommen wurde, ist, wie der Korrespondent der „Telegraphen-Union“ erzählt, unter starker Eskorte nach dem Hauptquartier des polnischen Generalmajors Dowbor-Muskiewich in Warschau gebracht worden.

In Petersburg wurde ein Kriegsrat abgehalten, an dem sich infolge der schärflichen Bahnverbindungen verhältnismäßig nur wenig Abgeordnete von der Front beteiligten. Im ganzen waren 10 Sozialdemokraten, 2 Menschewiki und 2 Bolschewiki vertreten. Es wurde einstimmig beschlossen, bis zur Erledigung des Konflikts mit den Polen die Oberste Heeresleitung Miasnikow, dem bisherigen Vertreter Krylenkos anzuvertrauen.

## Der Züricher Waffensund.

Bern, 6. Februar. Die deutsche Gesandtschaft hat der Schweizer Presse folgende Erklärung zu dem Züricher Waffensund zugefesselt:

„Das „Berliner Intelligenzblatt“ veröffentlicht eine angeblich auf eine italienische Quelle zurückzuführende Information, nach welcher die in Zürich gedruckten Blätter aus Berlin stammen, die Handarbeits in deutscher Verpackung und die Neuverdeutschung der Artikel gewesen sein sollen. Die von der genannten Zeitung daran geknüpften Betrachtungen deuten an, daß diese Gegenstände aus amtlichen deutschen Büreaus herrühren. Die deutsche Gesandtschaft weist diese Verdächtigung und alle von dem Blatt daran geknüpften Schlussfolgerungen auf das nachdrücklichste zurück.“

Das „Berliner Tagblatt“ schreibt zu dieser Nichtigstellung: Das Zement macht mit erfreulicher Deutlichkeit in jeder Beziehung der verdächtigen Sache ein Ende. Die Mitteilung des „Intelligenzblattes“ trägt in der Tat den Stempel italienischer Herkunft. Sie gehört in die Reihe jener Propaganda, die einen doppelten Zweck verfolgen: Deutschland bei der Schweiz und die Schweiz bei der Entente zu verdächtigen. Selbstverständlich fehlt in der Mitteilung des „Intelligenzblattes“ auch nicht die bei all diesen Mähergeschichten notwendige Verquickung mit der Almerchda-Affäre. Das allein verrät schon deutlich die Herkunft jener Information.

## Hamsterjagd in Petersburg.

Petersburg, 8. Februar. (L. A.) Dem Befehl der Sowjets zufolge haben in der ganzen Stadt fragenweise in den wohlhabenden Häusern Hausdurchsuchungen nach

## Geringe Gefechtsfähigkeit im Westen.

Amtlich. Großes Hauptquartier, 8. Februar 1918. (W. Z. B.)

### Westlicher Kriegsschauplatz.

Fast an der ganzen Front war die Gefechtsfähigkeit gering. Auf dem östlichen Meeresufer bei Bezonsvauz und südwestlich von Trues brachte unsere Infanterie von Geländungen eine Anzahl Gefangener ein. Zugüber blieb die Artillerie in diesen Abschnitten tätig.

Von den anderen Kriegsschauplätzen nichts Neues.

Der Erste Generalquartiermeister, Ludendorff.

## Der österreichische Bericht.

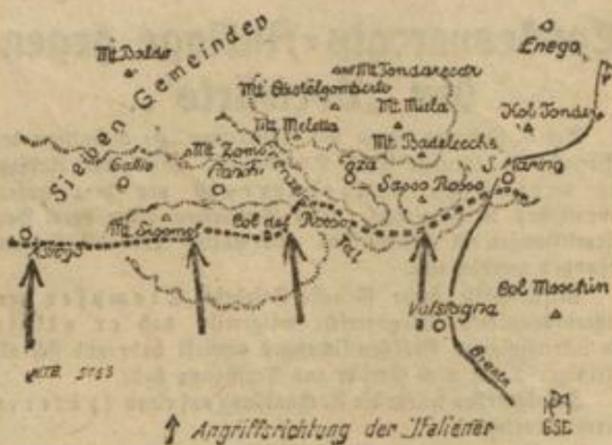
Wien, den 8. Februar 1918. Amtlich wird veröffentlicht:

Keine besonderen Ereignisse.

Der Chef des Generalstabes.

Wien, 7. Februar. Aus dem Kriegsbüroquartier wird gemeldet: Nach dem Abflauen der in den letzten Januar Tagen unternommenen Angriffe der Italiener gegen die Höhenstellungen südlich von Klago beschränkte sich der Gegner durchweg auf kürzere Feuerüberfälle und normales Störungsfeuer, das bald schwächer, bald lebhafter auf unseren Gräben lag.

### Schizze zu den ital. Angriffen am 28./29.1.18



Lebensmitteln begonnen. Diese Hausdurchsuchungen wurden durch 2000 rote Garbisten unter der Aufsicht von 500 besonderen Abgesandten durchgeführt. In den zahlreichen Fällen, in denen festgestellt wurde, daß Lebensmittel vorhanden sind, wurden die Einwohner verhaftet, in schwereren Fällen wurden sie mit Stoß geblagen und mißhandelt, in ganz besonders schweren Fällen auf der Stelle erschossen.

## Der Krieg auf den Meeren.

Berlin, 7. Februar. Neue U-Bootsfolge im westlichen Mittelmeer:

26 000 B. R. T.

Die dadurch unseren Feinden zugefügten Verluste haben den Transportverkehr nach Frankreich und Italien immer getrübt. Unter den versenkten Schiffen befanden sich zwei große Transportdampfer und ein Landdampfer, der mit seinem Besatzungsmitglied verunglückt wurde und anschließend Benzin oder Kapseln geladen hatte, da er unter einer ungewissen Feuerlinie verlor. Auch 5 italienische Segler fielen den Angriffen der U-Boote zum Opfer, unter ihnen die Schoner Alitio, Urania mit Kollision und Maria S. S. del Paradiso.

An den vorliegenden Erfolgen war in erster Linie ein kleines U-Boot unter Führung des Oberleutnants zur See A. S. Reumann beteiligt.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.

Landdampfer sind meistens recht große, eignen für den Transport von Erdöl eingerichtete Spezialschiffe. Sie verfügen die Entente mit Petroleum, Naphtha und Benzin, die als Kraftstoff für den Schiffsantrieb an Stelle von Kohlen im Verlauf dieses Krieges eine gewaltige Bedeutung gewonnen haben. Auch die zur Abwehr unserer U-Boote ständig in Dienst gehaltenen, meist mit Dieselmotoren versehenen, zahllosen schnellen Fahrzeuge, Motorboote und Flugzeuge steigerten den Lebensbedarf und die Abhängigkeit unserer Feinde von überseeischen Zufuhren in ungeahnter Weise. Nach dem Register von 1916 zählt nur 401 feindliche und neutrale Landdampfer.

## Amerikanischer Truppentransportdampfer torpediert.

London, 7. Februar. (Reuter.) Amtlich. Der Dampfer Tuscania der Ankorlinie (14 348 Bruttotonnen) wurde in der Nacht zum 5. Februar mit amerikanischen Truppen an Bord in der Nähe der irischen Küste torpediert. Im ganzen befanden sich 2397 Personen an Bord; hiervon wurden 2187 gerettet. Nach den bisherigen Angaben befinden sich unter den Getroffenen 75 Offiziere, 1905 Mannschaften, 16 Schiffsoffiziere und 125 Mann der Besatzung, und 3 Passagiere sowie 32 Personen, über die keine nähere Angabe vorliegt.

Washington, 7. Februar. (Meldung des Neutralitäts-Büreaus.) Kriegssekretär Baker gab heute folgende Erklärung über die Versenkung der Tuscania ab: Die Versenkung der Tuscania stellt uns den Kriegsverlust in ihrer unermesslichen Größe vor Augen und ist ein Verlust, der die zivilisierte Welt von Seiten des Gegners, der die Heimmilität und die Heiligkeit der Kriegsführung verstoßen hat und inbringender geistlicher Art. Wir müssen diesen Krieg gewinnen. Wir werden diesen Krieg gewinnen. Verluste, wie dieser, bereichern das ganze Land im Wertsinn mit den Familien derjenigen, die einen Verlust erlitten haben. Sie machen auch uns darin einig, unsere Absicht vorwärtszukommen entschlossener zu machen.

Amsterdams, 8. Februar. Aus London wird gemeldet: Nach einem Bericht aus Belfast gehörte die Tuscania zu einem Geleitzug. Es war eben die Dämmerung herangebrochen, als ein U-Boot einen Torpedo abwarf, der aber nicht voll traf. Trotzdem neigte sich das Schiff augenblicklich auf die Seite, wodurch das Palen der Rettungsgruppen sehr erschwert wurde. Die Tuscania mußte dann noch etwa vier Stunden auf dem Meere treiben. Die

Tuscania war eine der großen Transportdampfer der Vereinigten Staaten, das erst im Jahre 1914 gebaut worden ist.

Einer offiziellen Meldung aus London zufolge verunglückte bei der Torpedierung des Dampfers Tuscania, der amerikanische Truppen an Bord hatte, von 2397 Passagieren und Mannschaften insgesamt 162 Mann.

## Kleine Kriegsnachrichten.

Der Schiffsraum für die Amerikatruppen. Nach einem Amsterdamer Blatt schreibt die „New York Sun“, daß Bakers Schätzung, nach welcher 1918 1 500 000 Mann amerikanische Truppen nach Frankreich kommen sollen, sich auf die Versicherung Englands habe, daß eine Million Tonnen Extrarichtungsraum für die transatlantische Fahrt verfügbar sein würde.

## Eine späte Erkenntnis.

Laubheugewinnung — im Winter?

Man schreibt uns:

Der Mangel an vollwertigen Futtermitteln, der besonders in diesem Jahr sehr unangenehm in der Erscheinung getreten ist, hat wiederholt in der Kriegszeit Anlaß gegeben, die Frage der Laubheugewinnung in den Vordergrund zu rücken. In sehr beachtenswerter Weise hat insbesondere Professor Lutz von der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin nachgewiesen, welche hohe Ertragsfähigkeit in einigen Laubarten vorhanden ist und wie wertvoll infolgedessen die Verwendung von Laub in frischem oder getrocknetem Zustand für die Viehhaltung ist. Die Vertreter der sozialdemokratischen Partei haben deshalb wiederholt sowohl im Kriegsernährungsamt als im Haushaltsausschuß auf die Gewinnung von Laubheugewinnung hingewiesen und verlangt, daß insbesondere die Militärverwaltung sich bemüht, die etwas unständlichen Arbeiten bei der Gewinnung von Laub zu übernehmen. Leider ohne Erfolg. Nunmehr hat endlich das Kriegsamt im Preussischen Kriegsministerium folgendes verfügt:

Infolge der schlechten Raubfütterernte des letzten Sommers droht eine ernste Futtermittelknappheit. Es ist eine dringende Notwendigkeit geworden, auf Laubheugewinnung als Ersatzfutter zurückzugreifen. Die Heeresverwaltung bringt der Laubheugewinnung ein ganz besonderes Interesse entgegen und hat deshalb veranlaßt, daß die Frage raschestens geprüft worden ist; die anderwärts praktisch schon längst verwertete Laubheugewinnung muß in diesem Jahre durchgeführt werden, um die Viehe in den Zeiten voll leistungsfähig zu erhalten, in denen genügend Raubfutter nicht mehr greifbar sein wird. Das Kriegsamt wird durch seine nachgeordneten Stellen im Einverständnis mit dem Kriegsernährungsamt das Sammeln organisieren lassen.

Nicht kommt diese Erkenntnis allerdings reichlich spät und zu recht ungelegener Zeit. Wäre die Militärverwaltung dem Rat der sozialdemokratischen Vertreter gefolgt und hätte im Herbst, als man bereits die unglücklichen Ergebnisse einer Futtermittelknappheit sah, die ihr reichlich zur Verfügung stehenden Kräfte in Gefangenenlagern und auch in den Truppen und Garnisonorten für die Laubheugewinnung nutzbar gemacht, so wäre uns eine große Sorge um die Viehhaltung und auch die menschliche Ernährung genommen. Aber es scheint so, als ob bei unserer Vorkriegsernährung immer erst in letzter Stunde, wenn es gar nicht anders geht, zu den Hilfsmitteln gegriffen wird, die uns, früher in Angriff genommen, viel wertvollere Dienste geleistet hätten.

## Ueberzeugungs-Erfolg.

Die Preise der Schwerindustrie.

Die sozialdemokratische Presse hat in ihren verschiedenen Stadien auf den Eroberungsfeldzug hingewiesen, den die amerikanische Schwerindustrie in die Welt des Zeitungswesens unternommen hat. Seit längerer Zeit ist die Schwerindustrie dabei, zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung Zeitungen aufzukaufen. Die Beispiele mehrerer Berliner Zeitungen, der „Befrei-Zeitung“, des „Düsseldorfer General-Anzeigers“ und vieler anderer haben gezeigt, daß die Krupp und Konsorten weder Mühe noch Kosten scheuen, um sich eine nachhaltige Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu verschaffen. In letzter Zeit wurde bekannt, daß diese Umtriebe auch auf Oesterreich übergriffen. Nun ist die Wiener „Arbeiter-Zeitung“ in der Lage, positive Angaben über die Eroberungen amerikanischer Schwerindustriellen jenseits der schwarzgelben Grenzspalte zu machen. Unser Wiener Bruderblatt schreibt:

„Die Schwärzung, die das „Freundenblatt“ in seiner Haltung deutlich gezeigt hat, soll in des Lager der deutschen Schwerindustrie führen. Das wird an kleinen Beispielen klar. Der Generaldirektor der vier Abendblätter („Freundenblatt“, „Wiener Arbeiter-Zeitung“, „Extra-Blatt“ und „Allgemeine Zeitung“), Herr Witzhorn, trachtet das „Freundenblatt“ zu erweitern. Er ist jetzt im Augenblick kampfbereit, auch einige Provinzialblätter in die Hand zu bekommen, insbesondere ein Prager Blatt, und wird dann die Blätter, oder einen Teil dieser Blätter im Dienste der deutschen Schwerindustrie insbesondere der Rüstungsindustrie führen. Für dieses Geschäft hat er sich einen Mann gewonnen, der wohl nie Journalist war, den er aber doch nun als Verlagsleiter bestellt. Es ist dies der frühere Bezugsverwalter von Graz, Herr Dr. Verch, der als nationaler Vogt auf die Zintenkampfablagen des Herrn Witzhorn gesetzt wird. Dieser Verch hat den ehelichen Auftrag erhalten, alle jene Redaktionen, die es mit augenblicklich zuzuge bringen, nach rechts zu schreiben, obgleich ihre Feder bisher nie und da nach links schreiben durfte, zu entfernen und durch „nationale“ Provinzialblätter zu ersetzen. Der Rest der Blätter soll künftighin, soweit es sich um Krieg und Frieden handelt, von Deutschland aus bestimmt werden, für die extrem deutschnationalen Richtung in Oesterreich aber soll das Prager Blatt sorgen, das erworben werden soll. Es ist also für die nächste Zeit mit einer völligen Umkrempelung des „Freundenblattes“ zu rechnen, die alte Meinungsdirektive wird das alldemokratische nationale Kriegsprogramm festhalten. Das Schicksal der Redaktionen? Bringen sie es zuzuge, auf Kommando nun das Gegenteil von dem zu schreiben, was sie gestern geschrieben haben, so werden sie vor den Straßengassen Gnade finden; bringen sie das nicht zuzuge, dann werden sie hungern müssen. Wieviel wird es doch gut sein, wenn im Parlament von der Regierung Auskunft darüber verlangt wird, ob sie etwas von dieser geplanten Verfassung der öffentlichen Meinung im großen Stille weiß und wie sie sich dazu zu verhalten gedenkt. Unseres Wissens bezieht das „Freundenblatt“ noch immer Gelder aus Regierungskassen, der Titel für eine solche Anfrage wäre also gegeben. Vor allem wird man aber den Grafen Czernin sehr ernst fragen müssen, ob er angesichts dieser Unlauterkeiten die Verbindung mit dem „Freundenblatt“ noch aufrecht erhalten will.“

Als die Zeitungspläne der Schwerindustrie zuerst aufgetaucht, wurde von uns die Notwendigkeit betont, daß die Ständesorganisationen der Journalisten zu diesen Umtrieben Stellung nähmen. Es hat sich nichts gerührt.

# Scharfe Zusammenstöße in Brest-Litowsk.

Brest-Litowsk, 7. Februar. Staatssekretär von Kühlmann und Minister des Auswärtigen Graf Czernin sind gestern Abend wieder in Brest-Litowsk eingetroffen.

Heute Vormittag hielt die deutsch-österreichisch-ungarisch-russische Kommission zur Regelung der politischen und territorialen Fragen eine erneute Sitzung ab.

Staatssekretär von Kühlmann kam zunächst auf die schon früher erörterte Frage nach dem Ursprung gewisser angeblich erschlossener Telegramme

der Petersburger Telegraphen-Agentur zurück. Er führte aus, er habe es sich, da aus den Darlegungen des Herrn Vorsitzenden der russischen Delegation immerhin die Möglichkeit habe herausgesehen werden können, als sei die Fälschung in Deutschland vorgenommen worden, besonders angelegen sein lassen, der Sache so weit als irgend möglich nachzugehen. Bei weitem die wichtigsten und politisch folgenreichsten der betreffenden falschen Meldungen habe die Sitzung vom 27. Dezember in Brest-Litowsk zum Gegenstand gehabt, wie er habe feststellen lassen, sei diese Meldung durch das Rikhu-Bureau in Kopenhagen verbreitet worden. Das bei Rikhu vorliegende Originaltelegramm sei aus Petersburg abgeschrieben und trage die Unterschrift „Wjessni“, wie alle anderen Telegramme der Petersburger Telegraphen-Agentur. Er müsse also die weiteren Nachforschungen darüber, wer für die Abfertigung des Telegramms aus Petersburg verantwortlich sei, dem Herrn Vorsitzenden der russischen Delegation überlassen. Eine weitere Meldung, die gleichfalls politische Aufregung erregt habe und vom Herrn Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten als unrichtig bezeichnet worden sei, bezog sich auf eine von Herrn Trotski auf dem dritten Kongress des Arbeiter- und Soldatenrats gebildete Armee. Nach Deutschland sei die fragliche Meldung gelangt auf Grund ihrer Weitergabe in der dänischen Zeitung „Berlingske Tidende“ vom 11. v. M. Die beiden wichtigsten Säulen in dem Bericht lauteten: „Die Imperialisten behaupten fälschlicherweise, daß wir Sonderverhandlungen führen wollten“ und in einem späteren Absatz: „Die russische Delegation will von ihren Forderungen nicht Abstand nehmen und will keinen Separatfrieden schließen.“

Das Wolff-Bureau habe am 20. Januar abends aus Stockholm diese Mitteilung in französischer Sprache als Meldung der Petersburger Telegraphen-Agentur erhalten, und aus Stockholm werde bestätigt, daß in der Tat der französische, an Wolff weitergegebene Text dort als Telegramm der Petersburger Telegraphen-Agentur eingegangen sei. Wenn also eine Fälschung vorliege, so müsse sie zwischen Petersburg und Stockholm begangen worden sein.

Auch in diesem Falle möchte er also dem Herrn Vorsitzenden der russischen Delegation anheimgeben festzustellen, daß das Wolffsche Telegraphen-Bureau und die deutsche Presse in dieser Angelegenheit völlig bona fide gehandelt hätten. Es wäre ihm im eigenen Interesse der russischen Politik zu liegen, daß russischerseits Klage gestellt werde, wie und wo diese politisch immerhin bedeutenden Fälschungen vorgenommen seien.

Herr Trotski entgegnete, er habe sich zur Klärung des Sachverhalts bezüglich des ersten Telegramms alle Originale der Depeschen der R. L. A. vorlegen lassen, das beanstandete Telegramm aber nicht darunter gefunden. Was das zweite Telegramm anlangt, so sei er durch die in der letzten Zeit vorgenommenen häufigen Untersuchungen der Nachrichtenverbindungen mit Petersburg befreit gewesen. Er werde aber, sobald die technischen Kopien erhalten seien, alles versuchen, um in kürzester Zeit diese beiden Hochschandfälle oder Fälschungen aufzuklären.

Vor Eintritt in die eigentliche Tagesordnung, auf der die Fortsetzung der Besprechung über die Frage der Beteiligung polnischer Vertreter an den Friedensverhandlungen stand, erhob Herr Trotski Widerspruch gegen die, wie er meinte, in der deutschen, österreichischen und ungarischen Presse sehr gut organisierte Kampagne, die den Zweck verfolgte, der russischen Delegation die

**Verhinderung der Friedensverhandlungen** vorzutwerfen. Demgegenüber müsse er darauf hinweisen, daß die große Bedeutung der von der Gegenseite bekanntgegebenen Bedingungen seinerzeit eine Pause zu deren Prüfung durch die russische Regierung notwendig gemacht habe. Jedenfalls halte er es für notwendig, zu erklären, daß die Verantwortung für die Verhinderung nicht auf die russische Delegation falle. Gerade der Herr Vorsitzende der deutschen Delegation habe eine theoretische Erklärung der verschiedenen Fragen gewünscht.

Staatssekretär v. Kühlmann erklärte hierauf, er habe die vom Herrn Vorsitzenden der russischen Delegation als wohl organisiert bezeichnete deutsche Propaganda nicht verfolgt. Tausend der Offenheit der Diplomatie, welche auf Wunsch der russischen Delegation im Laufe dieser Besprechungen durchaus beobachtet worden sei, habe die deutsche Presse sich aus den veröffentlichten Verhandlungsberichten ihr eigenes Urteil bilden können. Der deutsche Journalist sei Mannes genug, um sich unabhängig ein Urteil zu bilden, und wenn das Urteil, zu dem die deutsche Presse gelangt sei, der russischen Delegation nicht gefalle, so sehe es der russischen Presse überlassen vollkommen frei, diejenigen Ansichten zu veröffentlichen, die sie für richtig halte. Er müsse jedenfalls jede Unterstellung, als wären die Vorsitzenden der verschiedenen Delegationen für eine Verhinderung der Verhandlungen verantwortlich, auf das Nachdrücklichste zurückweisen. Da es sich bei den Verhandlungen um Gedanken handle, die größtenteils neu seien und für die weder in der internationalen Theorie noch Praxis Vorbilder vorlägen, sei es unbedingt notwendig gewesen, auch von der theoretischen Seite die zur Erweiterung derselben Fragen zu behandeln. Wäre eine Einigung über die theoretischen Punkte erzielt worden, so wäre man, wie dem Herrn Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten ja wohl bekannt sei, eine befriedigende Lösung der gemeinsamen Aufgabe sehr nahe gekommen. Herr Trotski habe mit Recht darauf hingewiesen, daß die Wichtigkeit der Fortschritte der Gegenseite ihm ein gründliches Studium hätte nötig

erschienen lassen. Er glaube Herrn Trotski darin zu verstehen, daß es seinen Wünschen entspreche, wenn, wie er selbst ohnehin beabsichtige, in einer der allernächsten Sitzungen die bisherigen Ergebnisse der Verhandlungen zusammengefaßt würden.

Minister des Auswärtigen Graf Czernin erklärte in längerer Ausführung, daß auch die österreichische und ungarische Presse ihre Anschauung über die Haltung der Bolschewiki ohne Beeinträchtigung seitens der Regierungen äußere.

Nach einer nochmaligen Betonung gegen den Vorwurf der Verhinderung bemerkte Herr Trotski, er müsse zwar offen eingestehen, daß seine Regierung während der Zeit der Revolution eine ganze Reihe von Zeitungen unterdrückt habe, nicht, weil sie am Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten Kritik geübt hätten, sondern deswegen, weil sie zu Gewalttaten anforderten. Dagegen bestände bei ihnen keine Vorsicht, wie in einigen anderen Staaten.

Staatssekretär von Kühlmann wies darauf hin, daß es auch in Deutschland keine Vorsicht gäbe, und daß Angriffe auf die auswärtige Politik und deren Träger, wie einem so gründlichen Kenner der deutschen Zeitungen, wie es Herr Trotski sei, nicht entgangen sein könne, nicht zum Verdacht deutscher Zeitungen zu führen pflegten.

Minister des Auswärtigen Graf Czernin stellte fest, daß die in Österreich und Ungarn bestehenden Zensurbehörden nicht in der Lage seien, positive Meinungen der Presse zu veranlassen. Sie könnten sich nur negativ wirken und in bedauerlicher Weise Freisprechungen, die für schädlich gehalten würden, verhindern. In Österreich und Ungarn sei seines Wissens seit langem keine Zeitung unterdrückt worden.

Hieraus wurde auf Antrag des Herrn Trotski das Wort dem Mitglied der russischen Delegation Bobinski als Sachverständigen für politische Angelegenheiten erteilt. Herr Bobinski verlas nunmehr eine Aufzeichnung in russischer Sprache, die von seinem Genossen Herr

**Radel** sodann in deutscher Sprache wiederholt wurde. Die beiden Herren bezeichneten sich in ihren Darlegungen als die einzig berechtigten Vertreter des polnischen Volkes, forderten die sofortige Entlassung der jetzigen Regierungsorgane in Polen und ergingen sich in Anklagen gegen die bisherige Entwicklung der Unabhängigkeit Polens. In der Aufzeichnung wurde des Weiteren erklärt, daß bis jetzt einzig und allein das revolutionäre Publikum die wahren Interessen der Freiheit Polens verteidigte. Herr Bobinski und Herr Radel beschränkten sich in ihren Ausführungen auch auf die in der deutschen und österreichisch-ungarischen Presse kämpfenden Polen.

Staatssekretär von Kühlmann richtete nach Verlesung dieses Schrift die kurze Frage an den Vorsitzenden der russischen Delegation, ob das eben verlesene Dokument als eine offizielle Mitteilung der russischen Regierung angesehen sei.

Herr Trotski antwortete, die eben vorgetragenen Ansichten seien natürlich nur in demjenigen Grenzen gültig, welche die russische Delegation bei Beginn der gegenwärtigen Verhandlungen festgelegt habe, und innerhalb dieser Grenzen seien sie als offizielle Erklärungen anzusehen; was über diese Grenzen hinausgehe, sei nur als informatives Material zu betrachten.

Staatssekretär von Kühlmann gab hierauf folgende Erklärung ab: „Ich finde es merkwürdig, daß in derselben Sitzung, in welcher der Herr Volkskommissar für die auswärtigen Angelegenheiten den Vorwurf weit von sich weist, daß er die Verhandlungen verhandle, er uns durch ein Mitglied seiner Delegation Aufstellungen von dieser Länge vorlesen läßt, für welche er dann halb und halb die Verantwortung ablegt. Wir hat die eben verlesene Darlegung den Eindruck gemacht, daß sie durchaus zum Fenster hinausgesprochen ist, und wie der Herr Vorsitzende der russischen Delegation zu der Auffassung kommt, daß durch denartige rein agitatorische Vorkämpen dem Fortschritt unserer Verhandlungen gehindert werden soll, ist mir vollständig unklar. Ich für meine Person lehne es auf das Bestimmteste ab, von Seiten der russischen Delegation irgendwelche Erklärungen entgegenzunehmen, welche nicht von vornherein sich als offizielle Erklärungen der gesamten Delegation darstellen. Ich fürchte, die Geduld der Vorsitzenden der Verbündeten Delegationen wird durch den Vorgang, wie die eben gelesene Rede des Mitgliedes der russischen Delegation auf eine sehr harte Probe gestellt, und es werden jetzt nicht nur bei der deutschen Presse sehr ernsthafte Zweifel darüber entstehen müssen, ob auf Seiten der russischen Delegation wirklich die Absicht vorliegt, die hiesigen Verhandlungen erfolgreich zum Abschluß zu bringen.“

General Hoffmann sagte folgendes hinzu: Ich protestiere dagegen, daß die Herren Bobinski und Radel sich anmaßen, im Namen von Angehörigen des deutschen Heeres zu sprechen. Ich muß die Soldaten des deutschen Heeres polnischer Nationalität, die sich auf allen Kriegsschauplätzen ehrenvoll für ihr Vaterland, das deutsche Reich, gekämpft haben, gegen derartige Verleumdungen auf das energischste in Schutz nehmen.

Herr Trotski entgegnete, er halte gegenüber den bekannten Willensäußerungen, auf die sich die Gegenpartei berufe, die Ansichten und Urteile der im Verbands seiner Delegation vertretenen Polen für außerordentlich wichtig für die Stellungnahme seiner Delegation in diesen Fragen.

Staatssekretär v. Kühlmann schloß hierauf die Sitzung mit der Bemerkung, daß den Wünschen der russischen Delegation entsprechend in der nächsten Sitzung die Ergebnisse der bisherigen Arbeiten zusammenfassend erörtert werden sollten.

als Zeichen der Freundschaft gewidmet hatten. — So wurde in Groß-Röhresdorf das Vaterland gerettet, im vierten Jahre des Weltkrieges.

## Ein ländlicher Patriot.

Im „Ostpreussischen Kurier“, einem in Norden (Prov. Hannover) erscheinenden Blatte, vom Januar 1918 finden wir nachstehendes Inserat:

Um nicht gute Rache und Rinder

an die Heeresverwaltung liefern zu müssen, suche solche gegen schlechtere zu vertauschen.

Alle sind Stammtiere oder mit Silbermark versehen.

Georgshof, P. Dornum.

H. Edwards.

Ja die biederen patriotischen Landleute! Wie vortrefflich unterscheiden sie sich von den bösen sozialdemokratischen Industriearbeitern!

Unter dem Dreiklassenwahlrecht geht es leichter. Magdeburg, 8. Februar. (Antliches Wahlergebnis.) Bei der heutigen Landtagswahl im Wahlkreis Stendal 2 wurde der General der Infanterie a. D. von Liebert, Berlin-Wilmersdorf, Isomerton, mit allen abgegebenen 22 Stimmen gewählt. Ein Gegenkandidat war nicht aufgestellt worden. — Herr v. Liebert, der Vorsitzende des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, hatte 1913 in der Reichstagwahl sein Reichstagsmandat für den wahlkreis Bismarck-Brau verloren. Die Nachwahlen zum preussischen Abgeordnetenhaus vollzieht sich bekanntlich ohne Mitwirkung der Wähler, nur durch die Wahlmänner.

Feingefunden. Dr. Max Maurerbrecher, Seidem Sozialdemokrat, hatte in letzter Zeit wiederholt dadurch von sich reden gemacht, daß er als Agitator der Vaterlandspartei wirke, allerdings oft mit negativem Erfolg, wie z. B. sein Ausreten in Jena gezeigt hat. Jetzt ist Maurerbrecher, der früher auch in der sozialistischen Bewegung eine hervorragende Rolle gespielt hat, in den Schah der evangelischen Kirche zurückgekehrt. Seine Feingefunden soll demnach beabsichtigen.

## Industrie und Handel.

Die Rohstoffe — eine Waffe erster Ordnung.

Die Entente hat zwar weite Vändereien den siegreichen deutschen Heeren überlassen müssen, aber sie hat ein Gebiet befehligt, das unendlich groß ist und doch in keinem Maß steht: den Rohstoffmarkt und die Rohstoffquellen Deutschlands. Schon vor mehr als einem halben Jahr verzichtete in einem viel bemernten Artikel der „Temps“ auf den hohen Wahn, Deutschland militärisch niederzuringen, und forderte dafür die ententistischen Regierungen auf, die Versorgung mit allen Rohstoffen in feste Hand zu nehmen und damit ein höchst wertvolles Hausvermögen zu schaffen. Tatsächlich sind auch die feindlichen Regierungen mit allem Eifer um die Durchführung dieses Programms bemüht und die bisher noch neutralen Regierungen auf ihre Seite zu ziehen versucht. Davin liegt auch die große Bedeutung der in Deutschland sehr zumrecht bagatelisierten „Beziehungsabbrüche“ und Kriegserklärungen exotischer Staaten. Die resolute Bestimmtheit, mit der die Entente auf die wirtschaftliche Drofflung Deutschlands hinarbeitet, geht sehr gut aus einer Debatte des französischen Senats hervor, in deren Verlauf der Handelsminister Clementel erklärte:

Jeder muß sich denken, die nationale Erzeugung zu haben, um die im Hinblick auf den Krieg von Frankreich im Auslande eingegangene beträchtliche Schuld zu tilgen.

Was die Frage der allen Ländern, insbesondere Deutsch Land, notwendigen Rohstoffe betrifft, so ist eine Organisation notwendig, die eine Verknüpfung darüber mit den verbündeten Ländern sichert. Von Bedeutung ist in dieser Hinsicht der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg, der die mächtigste Nation vom Gesichtspunkte der Rohstoffe aus, durch die die Alliierten jetzt über eine fürchtbare Waffe verfügen.

Nunmehr halte ich noch nicht die Stunde für gekommen, um die im Hinblick auf den Krieg von Frankreich im Auslande eingegangene beträchtliche Schuld zu tilgen.

Deutschland ist mehr als jedes andere Land hinsichtlich der Rohstoffe und Rohstoffquellen vom Auslande abhängig. Wir bedürftigen nicht einen wirtschaftlichen Angriffsbund zu gründen, wollen aber Herrn unserer Märkte sichern und uns unsere Rohstoffe für uns, unsere Bundesgenossen und die uns freundschaftlich gesinnten Neutralen vorbehalten. Wenn wir Deutschland unsere Türen verschließen, so geschieht es, weil es das gewollt hat. Wir wünschen einen dauerhaften, fruchtbringenden und für die Menschheit wohlthätigen Frieden.

Der Senat bekräftigte diese ministeriellen Erklärungen durch folgende Entschließung:

Der Senat stellt fest, daß die Alliierten in den Rohstoffen eine wirtschaftliche Waffe erster Ordnung besitzen, die besonders von unseren Feinden gefährdet wird, und fordert die Regierung auf, durch eine Zusammenfassung der wirtschaftlichen Anstrengungen in Frankreich und innerhalb der Entente das Mittel zu finden, durch das diese von den Alliierten zur Wiederherstellung ihrer Industrie begehrten Rohstoffe am besten ausgenutzt werden.

Nun wäre sicher nichts verfehlter, als diese drohenden Gefahren abzuwehren zu versuchen. Die Boeure rechnen ja gerade mit dem niederschmetternden Eindruck ihrer geballten Häufte. Um so notwendiger ist es, zu erklären: die Wünsche des ehrbaren Monsieur Clementel für einen dauerhaften, fruchtbringenden und für die Menschheit wohlthätigen Frieden sind lautere Illusionen. Der Krieg hört nicht auf, wenn der Krieg der Waffen abgeleitet wird zum wirtschaftlichen Krieg. Insbesondere die deutsche Arbeitererschaft muß es sich gründlich verbitten, daß die Regierungen der europäischen Ententeländer — Wilson ist nur für den bedingten Wirtschaftskrieg — zugunsten ihrer Kapitalisten den freien Verkehr aufheben und so Deutschlands Wirtschaft droffeln. Denn niemand würde mehr unter so brutalem Hungerdruck leiden als der deutsche Arbeiter. Solange die Ententeregierungen ernstlich solche Ideen vertreten, kämpft der deutsche Arbeiter im Kampf gegen sie um sein tägliches Brot.

## Aus dem Berliner Wirtschaftsleben.

Die Fabrik isolierter Drähte zu elektrischen Zwecken (vorm. C. S. Vogel Telegraphenfabrik) Akt.-Ges. in Berlin spezialisiert ihren Betriebsübertrag 1916/17 darin, daß 1783 804 R. aus dem Stammwerk, 400 000 R. (wie im Vorjahr) aus der „Ariadne“ Fabrik isolierter Drähte G. m. b. H. kommen, deren Umsatz 2 Millionen Mark beträgt. Der Beteiligungsergebnis aus den 125 000 R. Anteilen der B. u. A. Rouman G. m. b. H. in Reus-Itan, der im letzten Rechnungsjahr 120 000 R. (gegen 100 000 R. i. V.) betrug, ist im Abschluß für 1916/17 noch nicht verzeichnet. Die Vogel-Werke und die ihr angeschlossenen Unternehmen beschäftigen zurzeit circa 1100 Angestellte. Ueber die Aussichten wird bemerkt: Auch für das laufende Geschäftsjahr ist nach dem bisherigen Geschäftsgange ein günstiges Ergebnis zu erwarten. (Die letztjährige Dividende betrug 15 Proz.)

## Letzte Nachrichten.

Die polnische Forderung.

Wien, 8. Februar. In der heutigen Sitzung des Abgeordnetenhauses wies der Pole Waller auf die jüngsten Grundgebungen sowie auf die Beschlüsse der Lemberger Landesversammlung am 2. Februar hin, welche in der Forderung nach der Vereinigung Galiziens mit dem polnischen Staat unter dem erblichen Exzpten des Kaisers von Österreich als König von Polen gipfeln. (Beifall bei den Polen.) Abg. Brodel erklärte, Polen werde nicht ruhen, bis es ganz vereint sei, den Zutritt zum Meer erlange und seine geschäftlichen und rechtlichen Ansprüche durchgesetzt haben werde.

Wie in parlamentarischen Kreisen verlautet, sind die deutschen Parteien für ein viermonatiges Budgetprovisorium, während die Polen es auf zwei Monate beschränkt haben wollen.

## Der Regierungstatthalter von Lausanne erwidert.

Lausanne, 8. Februar. (Meldung der Schweizerischen Telegraphen-Agentur.) Der Regierungstatthalter in Lausanne, Jules Schaub, wurde am Donnerstagmorgen um 8 Uhr in seinem Bureau tot aufgefunden. Es scheint, daß er von einem Unbekannten, es heißt von einem Orientalen, mit dem Revolver erschossen wurde.

## Staatsrettung in Groß-Röhresdorf oder die mißverkannte Hochzeitbraut.

Man schreibt uns: In gewissen ländlichen Gegenden besteht die Sitte, an Hochzeiten die Taute des Hochzeitspaars mit Blumen zu schmücken. Dieser alte Brauch wurde auch am 27. Januar in Groß-Röhresdorf geübt, und da vor der Tür des Hochzeitshauses zufällig eine Nichte stand, so wurde auch diese mit roten Papierstreifen ausgeschmückt. Nun aber liegt Groß-Röhresdorf im Wahlkreis Wauzen-Kamenz, in dem zwei Tage zuvor, am 25. Januar unter Genosse Hlbig gegen den Vaterlandsparteiler in den Reichstag gewählt worden war. Und ferner wurde am 27. Januar, in Groß-Röhresdorf nicht nur Hochzeit, sondern auch ein den patriotischen Wählern Kaiser Geburtstag gefeiert. So markierte denn auch der Militärverein in Reich und Glied zur Kirche zum Festgottesdienst, an der Spitze der Gemeinde vorstand. Welcher Schreck aber, als der Zug an dem Hochzeitspaar vorbeidrehte und man die mit roten Blumen geschmückten Nichten gewahr wurde. „Das haben die roten gemacht, weil Hlbig gewählt ist“, entfuhr es den bleichen Lippen des Gemeindevorstandes. Straks wurde der Wachmeister nach dem Hochzeitspaar geschickt, um die Entfernung der roten Blumen zu fordern. Die froh verammelten Hochzeitsgäste waren zwar nicht wenig erstaunt, als der Wächter am Donnerstag in die Festlichkeit fuhr, aber schließlich bequante man sich die Nichte von dem Blumen schmuck zu befreien, den ein paar nicht weniger als politisch gesonnene junge Freundinnen der Braut den Neudermählern



Zur Fahrpreiserhöhung der Straßenbahn.

Das Inkrafttreten der vom Reichstag beschlossenen Verkehrssteuer, die für die Straßenbahnen am 1. Juli d. J. wirksam wird, hat die Große Berliner Straßenbahn schon am 31. Mai 1917 veranlaßt, beim Zweckerband die Einführung eines einheitlichen 15-Pf.-Tarifs und dementsprechende Erhöhung der Zeitkartenpreise zu beantragen. Mit diesem Antrag geht die Straßenbahn weit über die Absichten des Gesetzgebers hinaus. Hervorzuheben ist zunächst, daß nach § 7 des Gesetzes Schulner der Abgabe derjenige ist, der den Beförderungspreis zu zahlen hat. Und in § 8 ist dann weiter gesagt, daß falls Verträge über bestimmte Tarife bestehen, solche Tarifänderungen vorgenommen werden können, die zur Deckung der Ausgaben bestimmt sind. In der Begründung zu diesem Paragraphen sowie in der Erklärung eines Bundesratskommissars ist dann ausdrücklich bestätigt worden, daß nur soweit Tarifänderungen beansprucht werden können, als zur ungescheiterten Deckung des Ausgabenbetrages notwendig sind. Kommt nun eine Verständigung zwischen dem Betriebsunternehmer nicht zustande, so kann ein Schiedsgericht angerufen werden.

Über die Gestaltung des neuen Straßenbahntarifs haben nun in einem vom Zweckerband eingesetzten Unterausschuß Verhandlungen stattgefunden, in denen man sich mit der Einführung eines 15-Pf.-Tarifs oder einer Erhöhung der Fahrpreise um 1 Pf. pro Fahrkarte beschäftigte. Die Anhänger des 15-Pf.-Tarifs wollten mit seiner Einführung gleichzeitig Forderungen an die Gesellschaft stellen, die — wie greifen nur die wesentlichen heraus — in einer Verbesserung des Rechts zur Erwerbung der Straßenbahn, eine größere Neubauverpflichtung der Gesellschaft, Einschluß auf die Geschäftstätigkeit und Finanzgebarung gipfelten und ferner beabsichtigte man, einen Teil des über die Steuer erhöhten Fahrpreises von der Gesellschaft für die Gemeinde zurückzuerhalten. Man wollte also gewissermaßen auf Kosten des fahrenden Publikums eine neue indirekte Steuer zu der schon in Aussicht genommenen Erhöhung der direkten Steuern hinzufügen.

Die andere Auffassung im Unterausschuß ging dahin, den Fahrpreis nur um soviel zu erhöhen, wie die Verkehrssteuer beträgt, und da das nur etwas über einen halben Pfennig pro Fahrkarte ausmacht, hielt man die Verteuerung um 1 Pfennig pro Schein für ausreichend und erklärte ferner an eine endgültige Regelung des Groß-Berliner Verkehrs erst nach dem Kriege herangehen zu wollen. Im Unterausschuß wurde dann die Erhöhung um einen Pfennig mit 9 gegen 9 Stimmen angenommen. Der größere Verbandsausschuß, dem der Unterausschuß Bericht erstattete, konnte sich mit diesem Antrag nicht einverstanden erklären, hielt es aber auch nicht für praktisch, sich für den 15-Pf.-Tarif auszusprechen, sondern beschloß, die ganze Angelegenheit einer Verbandsgeneralversammlung zu unterbreiten, die nun am Montag stattfindet.

Die Straßenbahn macht zur Begründung ihrer Forderung auf Einführung des 15-Pf.-Tarifs geltend, daß die Betriebsunkosten, besonders die Kosten für Material und Löhne, gewaltig gestiegen sind. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß vor allem auch die Einnahmen der Gesellschaft gewaltig in die Höhe gegangen sind. Die Straßenbahn gibt selbst zu, daß sie bei normalem Betrieb 33% Prozent mehr Kilometer abrollen, auch 33% Proz. mehr Personal und ebensoviel mehr Strom in Anspruch nehmen müßte. Infolgedessen sind denn auch die Einnahmen in den ersten acht Monaten des verfloßenen Jahres um 5,3 Millionen Mark gegen das Vorjahr gestiegen, was eine Jahreseinnahme von 5,5 bis 9,3 Millionen beträgt.

Die Löhne der Angestellten sind wohl erhöht worden, aber der Umstand, daß im Jahre 1918 durch die Betriebseinschränkung nur 9134 Personen gegen 11 171 Personen im Jahre 1913 beschäftigt wurden, hat dazu geführt, daß die Ausgaben für Löhne absolut noch weniger betrugen als im Jahre 1913. Sie betrugen 1918 16 080 000 Mark und 1913 16 231 000 M.

Die von den Angestellten neuerdings beantragte Lohnerhöhung von etwa 3,3 Millionen Mark hat die Straßenbahngesellschaft abgelehnt mit der Motivierung, daß erst die Tarife erhöht werden müßten. Diese Fange soll dazu führen, daß die Straßenbahnangestellten und ihre Vertreter in der Öffentlichkeit und besonders unter den sozialdemokratischen Vertretern Propaganda für den 15-Pf.-Tarif machen sollen. Wie trauen diesen Gruppen jedoch Verständnis zu, daß sie nicht auf diese durchaus falschen Gründe hereinfallen und trotzdem nachdrücklich ihre Forderungen vertreten werden. Denn bei der finanziellen Betrachtung stellt sich heraus, daß die Erhöhung um 1 Pfennig pro Fahrkarte außer der Steuer auch noch umhüllend die Ausgaben für die neuen Lohnforderungen deckt. Nach den Angaben der Verkehrstechniker wird bei einer Erhöhung um 1 Pfennig mit einer jährlichen Mehreinnahme von 5 1/2 bis 6 Millionen Mark gerechnet. Da aber die Verkehrssteuer nur 3 1/2 Millionen in Anspruch nimmt, so behält die Straßenbahn noch einen erheblichen Betrag übrig.

Die von der Straßenbahn gegenüber den 11., 16. und 21-Pf.-Fahrkarten erhobenen Bedenken verkehrstechnischer Art scheinen uns stark übertrieben. Wenn die Straßenbahn Bündelfahrkarten zu 5 oder 10 Stück herausgibt, so dürften die Schwierigkeiten verhältnismäßig leicht zu überwinden sein.

Von den Groß-Berliner Kommunalpolitikern wäre es jedenfalls unverantwortlich, wenn sie der Großen Berliner Straßenbahn mehr zubilligen würden, als zur Deckung der Steuern notwendig ist. Wenn die Gesellschaft fürchtet, daß sie bei diesem Tarif in der Zeit nach dem Kriege — jetzt gibt sie ja zu, zurechtzukommen — nicht auskommt, so wäre das nur als Ergebnis ihrer bisherigen kurzfristigen Dividendenpolitik zu betrachten. Im übrigen sollen die Mitglieder des Zweckerbandes einer Gesellschaft, die bisher so wenig, sowohl den Wünschen des Publikums wie der Gemeinden entgegengekommen ist, auch nur das allernotwendigste Entgegenkommen beweisen. Sieht die Gesellschaft, daß sie nicht zurechtzukommen kann, so steht es ihr so frei, beizugehen den Gemeinden ihre Betriebsunternehmungen zu akzeptablen Bedingungen zum Kauf anzubieten. Diesen Kauf werden die Gemeinden dann kaum ablehnen. Damit dürfte dann auch in Groß-Berlin für diese lästige Verkehrsfrage, die hiesige, keine Provingschötte schon längst durch Eigenbetrieb gelöst haben, endlich eine praktische Regelung gefunden sein. Und deshalb müssen diejenigen Vertreter, welche das Wohl des fahrenden Publikums und ihrer Gemeinden im Auge haben, für die Erhöhung um nur einen Pfennig pro Fahrkarte stimmen. Eine andere Haltung kommt nur den Aktionären zugute.

Groß-Berlin

Der andre aber...

Der eine polstert seine Wagenwände mit Rüben, Mehl und ähnlichem Gesälsampe — der andre aber reißt sich seine Hände und pflegt bedeutend besser seine Wampe.

Der eine glaubt an Himmel und Behörden und strapaziert mit Bitten sein Gebiäse — der andre aber, frei von Darmbeschwerden, glaubt nur an Schinken, Butterbrot und Käse.

Der eine hat ein peinliches Gewissen (und noch mehr Angst als weiland Rut Rinaldo!) der andre aber lächelt nur gerissen:

„Hoch ist der Himmel — weit ist Herr von Waldow...“ Paulsen.

Sonntagszüge nach Buch.

Man schreibt uns: Seit einigen Wochen sind mehrere Sonntagszüge der Strecke Buch-Vernau und zurück in Fortfall gekommen und die jetzt noch verkehrenden Rüge genügen, zumal sie zeitlich sehr ungünstig liegen, in keiner Weise den Bedürfnissen der zahlreichen Besucher, die ihre im Lazarett zu Buch weilenden Angehörigen am Sonntag sehen und sprechen wollen. Mit Rücksicht auf die Einschränkung des Fahrplans ist die Befristung statt auf 3—5 auf 4—6 gelegt worden. Der größte Teil der Besucher will nun den Zug 8.02 benutzen, der aber wegen Ueberfüllung nur eine Minderzahl befördern kann. Die übrigen müssen den nächsten Zug 8.41 abwarten und sehen daher ihre Befristung empfindlich verläßt. Rechnlich liegen die Verhältnisse bei der Rückfahrt mit dem Zuge 6.27 abends. Hier müssen die Besucher, die nicht mehr mitgenommen werden können, drei volle Stunden bis zum nächsten Zuge warten.

Mit Rücksicht auf den sehr starken Sonntagsverkehr in Buch wäre es dringend erwünscht, daß die Eisenbahnverwaltung für die Hin- und Rückfahrt mindestens je einen Zug einlege. Wenn nach Buch ein Zug etwa um 7/8 und einer kurz nach 8, von Buch einer um 1/7 und einer um 7 abginge, so würde den berechtigten Klagen der Lazarettbesucher wenigstens einigermaßen abgeholfen werden. Der 8.41 nach Buch gehende Zug könnte dann in Fortfall kommen.

Angabe der Vollmilchmarken in Groß-Berlin.

Die Vollmilchmarken für März kommen in den zur Feststelle Groß-Berlin (Milk) gehörenden Gemeinden in den nächsten Tagen zur Ausgabe. Die Inhaber von Vollmilchmarken haben die Marken bis zum 19. Februar 1918 einschließlich dem Kleinbändler vorzulegen.

Es wird zurzeit ausgegeben: a) auf die mit einem roten Kreis und mit dem Buchstaben A gekennzeichneten Milchmarken für die Kinder im 1. und 2. Lebensjahr 1 Liter Vollmilch, b) auf die blauen mit dem Buchstaben B gekennzeichneten Milchmarken für die Kinder im 3. und 4. Lebensjahr 2/3 Liter Vollmilch, c) auf die braunen mit dem Buchstaben O gekennzeichneten Milchmarken für die Kinder im 5. und 6. Lebensjahr 1/2 Liter Vollmilch, d) auf die Krankenmarken und die Marken für werdende Mütter wird die volle aufgedruckte Menge Vollmilch verausgabt.

Die Verkäufer von Milk dürfen bis zum 17. Februar einschließlich nur die mit einem roten Kreis gekennzeichneten Marken annehmen, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob die Milk bisher von ihnen bezogen worden ist oder nicht. Nach Ablauf dieser Anmeldezeit haben sich die übrigen Milchberechtigten in der Zeit vom 18. bis 19. Februar anzumelden. Die Milchhändler haben die Kontrollabschnitte bis zum 23. Februar bei der Feststelle Groß-Berlin (Milk), Poststraße 6, Abteilung Kleinbändler, einzuliefern. Die Milchmarken dürfen von den Händlern nicht in Gewahrsam genommen werden, sondern verbleiben in Händen der Verkaufsberechtigten. Die Milchmarken sind täglich vorzulegen; täglich hat der Händler den gültigen Tagesabschnitt abzutrennen und an sich zu nehmen.

In Berlin sind die Vollmilchmarken für März 1918 in der Zeit von heute bis Dienstag, den 12. Februar einschließlich von den Dreikommissionen abzuholen. Die Marken für Kranke werden wie bisher von der Zentralstelle für Krankenernährung zugefandt.

Süßstoffverteilung.

Auf den Abschnitt 29 der Berliner Süßstoffkarte darf im Februar ein Päckchen Süßstoff H-Packung verausgabt werden. Die Abschnitte 1—28 haben ihre Gültigkeit verloren.

Wahalla-Theater. „Am Goldenen Horn“, die türkische Operette, bleibt auch in der kommenden Woche auf dem Spielplan. Am Sonntag nachmittag geht Leo Falls Operette „Der fidele Valet“ in Szene.

Auf dem Wege zur Arbeitsstelle verschwunden ist der Schlosser Wilhelm Wengel aus Eberswalde, der in den Deutschen Munition- und Waffenfabriken in Wittenau beschäftigt war. Er war am 31. Januar zur üblichen Zeit mit mehreren anderen Arbeitssolagen nach Berlin gefahren. Am Weddingplatz trennte sich Wengel von seinen Kollegen und seitdem fehlt jede Nachricht von ihm. Da ein Grund für einen Selbstmord nicht vorliegt, dirbt nur die Annahme, daß W. verunglückt oder aber einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist. Der Vermisste ist 1,75 Meter groß, 35 Jahre alt und schlank, er hat dunkles Haar und ebensolchen Schnurrbart. Bekleidet war er mit dunkelblauem Anzug, grünem, weichem Filzhut mit schwarzem Band und gelben Schnürschuhen.

Für 75 000 Mark Stoffe und Kleider gestohlen. Ungetöblich reiche Leute haben Einbrecher gemacht, die in der vorletzten Nacht das Kaufhaus von Georg Dircksfeld am Schlossplatz in Köpenick heimlich suchten. Die Diebe drangen vom Keller aus in die Geschäfte ein, indem sie durch die starke Kellertüre eine Öffnung hielten. In der Hauptabteilung bestand die Beute, deren Gesamtwert mehr als 75 000 M. beträgt, aus Seidenstoffen. Die Einbrecher sind unbemerkt entkommen.

Der Mordmord an der Friedrichstraße ist noch nicht aufgeklärt. Der Ermordete hatte bis vor kurzer Zeit eine Frau zur Aufsichterin. Diese begleitete ihn abends noch seiner Wohnung, bis sie ihre Stellung aufgab. Die Frau ist noch nicht bekannt. Sie wird erlucht, sich bei der Kriminalpolizei zu melden, weil sie wahrscheinlich noch wertvolle Angaben über den Verbrechen bei Reichardt machen kann. Ermittelt wurde, daß einige Tage vor dem Verbrechen ein junger Mann bei Reichardt im Keller war, um für eine Dame ein paar ausgebeilerte Stiefel abzuholen. Er geriet mit dem Meister in Streit, weil er den verlangten Preis von 10 Mark für zu hoch hielt. Reichardt kuferte später, daß er sich vor dem jungen Menschen fürchte.

Restlos. Lebensmittel. Bis auf weiteres darf auf Abschnitt 26 der Karte 1 Konzentrat 25 einnehmen werden. Die Ausgabe der Eier an die Käufer kann wegen der erst nach und nach erfolgenden Belieferung nur allmählich stattfinden.

Von heute bis Dienstag, den 21. Februar, dürfen in denjenigen

Geschäften, in welchen die Anmeldung zum Bezuge von Konzentratwaren erfolgt ist, auf Abschnitt 3 der allgemeinen Lebensmittelkarte für Neudölln 125 Gramm Weizengrieß, auf Abschnitt 4 175 Gramm Branzen bzw. Gerstengrieß entnommen werden.

Vom Montag ab wird in den zugelassenen Fisch- und Räucherwarengeschäften, sowie in den beiden städtischen Fischhallen Bergstraße 21 und Baumstr. 18 gegen Vorlegung der Neudöllner Warenbezugskarte auf Abschnitt 22 ein Hering abgegeben werden. Der Kleinverkaufspreis beträgt 45 Pf. je Hering. In den beiden städtischen Fischhallen ändert sich der Preis nach der Verschiedenheit der zur Ausgabe kommenden Sorten.

Vollstämmige Konzerte. Mittwoch, den 13. Februar, abends 8 Uhr, veranstaltet die Stadtgemeinde einer Quartett- und Quintettabend in der Aula der Hauptschule, Boddenstr. 34/41, für den es gelungen ist, hervorragende Künstler zu gewinnen. Eintrittskarten zum Preise von 1 M. für Saalplätze und 0,75 M. für Balkonplätze sind in den „Vorwärts“-Redaktionen, Redakteur 2 und Siegfriedstraße 27/28, und der Konjunktionsgesellschaft, Widenbruchstr. 83, erhältlich.

Treptow. Lebensmittel. Außer den üblichen Nationen werden verteilt: 150 Gramm Weizengrieß auf Abschnitt 3 der Lebensmittelkarte, 250 Gramm Weizengrieß auf Abschnitt 5 der Lebensmittelkarte, 150 Gramm Hagengrieß auf Abschnitt 2 der Lebensmittelkarte für Jugendliche, 250 Gramm Halbmilchpulver auf Abschnitt 19 der Lebensmittelkarte für Personen über 65 Jahre, 1 Päckchen Süßstoff auf Abschnitt F der Hausbrotkarte, 375 Gramm Zucker auf Abschnitt 22 der Zuckerkarte für die Zeit vom 1. bis 15. Februar, 250 Gramm Zucker auf die Zusatzzuckerkarte des Kreises Teltow für den Monat Februar. Salz, Narkotten und Knobläuben stehen bei den Händlern in unbefristeten Mengen zum Verkauf.

Friedrichshagen. Lebensmittel. In der Lebensmittelverkaufsstelle der Gemeinde sind Knobläuben, rote Röhrlüben, rote Rüben, Stoppelrüben, Wasserrüben und Zuckerrüben eingetroffen. Der Verkauf findet gegen Vorlegung der grauen Ausweisarten statt.

Groß-Berliner Parteinaufrichten.

34. Kommunalwahlbezirk.

Alle Genossen erziehen wir, sich an den notwendigen Wahlarbeiten zu beteiligen, und zu diesem Zweck sich vormittags 9 Uhr im Wahlbureau bei D Big 16, Straßburger Straße 11, einzufinden. Die Wahl selbst findet Sonntag, den 3. März, statt. Alleingiger Kandidat der Sozialdemokratischen Partei ist der Genosse

Georg Samolewitz, Kaufmann.

Für seine Wahl zu agitieren, ist unser aller Pflicht.

Das Wahlkomitee. J. A. S. Metz.

Lichtenberg. Mittwoch, den 13. Februar, abends 8 Uhr, pünktlich: Zahlverammlung bei Kurfürststr. 71, nahe der Frankfurter Allee. Wichtige Tagesordnung. Erscheinen aller Mitglieder dringend erwünscht.

Berichtszeitung.

Raubmordversuch gegen die Tante.

Als einen traurigen Beweis für die Genahmung der großstädtischen Jugend bezeichnete der militärische Anklagevertreter des außerordentlichen Kriegsgerichts bei dem Landgericht II die Tat des 17-jährigen Schneidelerlehrs Bernhard Werner, welcher sich unter der Anklage des versuchten Raubes, des versuchten schmerzlichen Raubes und des Vergehens gegen die Verordnung des Oberbefehlshabers bet. den Schutz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse zu verantworten hatte. — Die schmerzliche Tat, welche der 17-jährige Burche begangen hatte, stellt die Folge einer mangelnden Erziehung dar. Der Vater des B. befand sich seit 1914 in russischer Gefangenschaft und ist in Kurland verstorben. Seine Mutter, die schwer lungenkrank war, konnte sich um die Erziehung des Jungen nicht viel befummern. In der Lehre bei einem Schneidermeister in Neudölln zeigte er sich als völlig verlogen, außerdem trieb er sich tagelang in Gesellschaft zweifelhafter Mädchen umher. Als er wegen Verlaumdung der Pflichterfüllungsschule in eine Geldstrafe genommen und diese dann in Haft umgewandelt wurde, trieb er sich tagelang auf dem Tempelhofer Feld umher und ernährte sich von Kartoffeln und anderen Dingen, die er auf den Feldern haß. Schließlich trieb ihn der Hunger zu seiner Tante, der er sofort eine goldene Uhr und Ketten haß. Als er den Stöck aus diesem Diebstahl verbracht hatte, roste in ihm ein furchtbarer Plan. Er wußte, daß seine Tante, eine Hausbesitzerin in Köpenick in Neudölln, am Monatsanfang meist große Summen im Hause hatte. Am 8. August d. J. erschien er bei der Frau N., ließ sich von ihr essen geben und wartete, bis diese sich zu einem Mittagesschen auf das Sofa gelegt hatte. Mit einem schweren Schellenhammer bewaffnet, schlich er sich an die Schlafende heran und verlegte ihr einen wuchtigen Hieb gegen die Schläfengegend, welcher den Knochen bloßlegte. Er schlug dann weiter solange auf Frau N. ein, bis diese laut Hilfe rufend aus der Wohnung lief. Der Angeklagte ergriff die Flucht, wurde aber am nächsten Tage festgenommen. — Vor Gericht zeigte der jugendliche Missetäter keine besondere Reue, er behauptete, er habe seine Tante „nur betäubt“ wollen. Der Richter der Anklage beantragte eine Gefängnisstrafe von 6 Jahren und 2 Monaten. Von Rechtsanwält Dr. G. o. h. n. wurde um eine mildere Strafe gebeten, da der Angeklagte ein Produkt mangelnder Erziehung und sich der Tragweite seiner Handlungseife offenbar gar nicht recht bewußt gewesen sei. Das Gericht kam auch aus diesen Gründen zu einer milderen Auffassung, erkannte aber, da der Angeklagte es nur einem glücklichen Zufall zu verdanken habe, daß er nicht als Räuber vor Gericht stehe, auf 5 Jahre und 1 Monat Gefängnis.

Aus aller Welt.

Schweres Eisenbahnunglück bei Güssen.

Siebzehn Tote, sechsdreißig Verletzte.

Wie die „Magdeburgerische Zeitung“ meldet, hat sich in der Nacht zum Donnerstag unweit von Güssen ein schwerer Eisenbahnunfall ereignet. Von einem kurz nach 1 Uhr nachts von Güssen nach Sandersleben abgefahrenen Militärzuge lösten sich mehrere Wagen und rollten auf dem abschüssigen Bahnhöfen in der Richtung nach Güssen zurück. Kurz vor dem Bahnhof Güssen fuhren die Wagen auf einen dort haltenden Güterzug auf. Der Zusammenstoß erfolgte mit solcher Wucht, daß vier Wagen des Militärzuges entgleisten und zum Teil schwer beschädigt wurden. Aus den Trümmern wurden zwei Bahnbearbeiter und fünfzehn Soldaten tot hervorgeholt, sechsdreißig Soldaten wurden verletzt, davon einundzwanzig schwer. Alle Verunglückten wurden nach dem Lazarett in Bernburg gebracht.



Die Grenze.

Von Martin Heldt.

Der Schriftsteller blieb vor dem großen geschlossenen Hoftor stehen. Er zögerte und konnte sich nicht eines leisen Jauchens erwehren, wenn er daran dachte, daß hinter dieser hohen, massiven Mauer einhundert Menschen als ewige Gefangene lebten.

Dem die Mauer, vor der der Schriftsteller stand, umschloß eine große Zinnenmauer.

Der Besucher, der hier wartete und sich noch nicht zum Klingeln entschließen konnte, war ein bedeutender Erzähler, ein Mann, den die Kritik als scharfsinnigen Menschenkennner pries, dessen Romane als Meisterwerke der Psychologie gefeiert wurden.

Noch eine Weile stand der Besucher nachdenklich da. Er empfand mit seinem Instinkt, daß diese Mauer ihn von einem unlösbar verwickelten und in seiner Unlösbarkeit furchtbaren Geheimnis trennte. In den Entwürfen zu seiner Arbeit war er auf Grund pathologisch-experimenteller Schlüsse zu dem Ergebnis gelangt, daß der Wahnsinn in der Mehrzahl der Fälle eine objektiv nicht zu bestimmende Krankheit sei.

Solche und andere Erwägungen gingen dem Besucher von neuem — blitzschnell, nebelhaft und doch mit fast schmerzender Eindringlichkeit durch den Kopf, als er die Hand erhob, um auf den Klingelknopf zu drücken.

Ein Diener — ein großgewachsener, muskulöser Bursche — öffnete. Der Schriftsteller überreichte seine Karte — sein Besuch war bereits angekündigt worden — und man ließ ihn ein. Hinter dem Pfortner schritt er durch einen lauberen, gartenartig angelegten Hof, der den Blick auf eine Anzahl kleiner, völlig gleich gebauter Wohnhäuser gewährte.

Der Wärtler wandte sich noch dem Besucher um. „Die Tobläufigenzeit“, sagte er höflich und gleichsam entschuldigend, ohne eine Miene zu verziehen. Dann schritten sie weiter. Das Direktionsgebäude war kleiner als die anderen Häuser. Aber es fiel auf den ersten Blick auf, durch gewisse Einzelheiten, die ihm ein freundliches, geradezu gütliches Aussehen verliehen: Gardinen hinter den Fensterscheiben, Blumenkörbe auf den Simsen, irgendwo in einem halboffenen Fensterrahmen ein Vogelbauer. Hier, so fühlte man, wohnte Leben, das noch frei war von tragischem Alldrud.

Im ersten Stockwerk, vor einer Tür mit der Aufschrift „Wartezimmer“, blieb der Diener stehen.

„Bitte eintreten“, sagte er. Der Herr Professor macht jetzt gerade die Morgenrunde. Aber er wird in wenigen Minuten zurück sein.“ Gleich darauf war er um die Biegung des Ganges verschwunden.

Der Schriftsteller stand in dem freundlichen, hellen Wartezimmer. Eine ihm ganz ungewohnte Nervosität hinderte ihn, sich zu setzen. Er legte die Hände auf den Rücken und ging langsam auf und ab. Vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Fenster. Er zählte seine Schritte und achtete unwillkürlich darauf, daß die Zahl jedesmal die gleiche war. Bald fühlte er oder glaubte zu fühlen, — daß dies Auf- und Abstreiten und das Zählen eine Art Manie wurden. Und er mußte daran denken, daß alles bloß eine Nebenjache sei, das Gesundsein und das Kranksein...

Die Tür ging geräuschlos auf. Ein Herr mit schwarzem, nur stellenweise ganz leicht ergrautem Bart und goldener Brille stand im Zimmer.

Der Schriftsteller nannte seinen Namen, der andere berneigte sich mit einem lebenswichtigen Lächeln: „Professor Behrend“, sagte er, sehr erfreut. „Bitte, wollen Sie sich doch weiter bemühen.“

Im Arbeitszimmer des Professors lagen sie sich am Schreibtisch gegenüber. Der Professor interessierte sich erstlich für den

Plan des Schriftstellers. „Das Problem der Geisteskrankheit“, so meinte er, „harrt noch immer der wirklich ernst zu nehmenden psychologisch-klinischen Gestaltung. Vor allem die Grenze, mein Herr, die Grenze — das ist's, worüber selbst ein gesunder Mensch einmal den Verstand verlieren könnte. Ich meine die Grenze zwischen dem normalen Zustand und der medizinisch-einwandfreien Geistesverwirrung. Hier ist die wahre Aufgabe des Arztes zu suchen, hier treffen sich alle Fragen und Zweifel wie an einem Knotenpunkt.“

Ich will Ihnen ein Geschichtchen erzählen: Drei Kaufleute reisen nachts im Schnellzug. Es ist eine lange Fahrt. Die drei sind sehr vergnügt, trinken und lachen. Als schließlich neun eingelegene Fahrgäste das Jupp zu stören, d. h. Pläze in dem Abteil einzunehmen drohen, kommt der kleine Gesellschaft ein absonderlicher Einfall. Zwei erklären dem Schaffner, daß sie die Begleitung des dritten wären, der — wahrscheinlich sei. Sie können sich denken, daß das Abteil von diesem Augenblick an unbesetzt blieb. Einige Stunden später erwacht der von den dreien, der als wahrscheinlich galt. Es dämmert bereits. Er sieht sich allein in dem Abteil. Seine Freunde, deren Reiseziel viele Kilometer vor dem seinen lag, sind ausgefallen, ohne seinen Schummer zu stören. Der Kaufmann erhebt sich, will auf den Gang hinaus, aber — die Tür des Abteils ist verriegelt. Er wird ärgerlich, ruft, der Schaffner erscheint, zut die Achseln, winkt beruhigend, öffnet aber nicht. Schließlich wird der Reisende mühsam. Er schlägt die Türscheibe ein. Der Schaffner ergreift ihn an der Brust. Sie ringen. Die Wut des Reisenden kennt keine Grenzen mehr. An der nächsten Haltestelle wird er hinausbefördert. Man bemerkt ihn im Wartesaal. Er ist zornig, nachgerade verzweifelt. Erklärt, nicht wahrhaftig zu sein, es habe sich nur um einen törichten Scherz gehandelt. Man stimmt ihm beruhigend bei, läßt ihn aber nicht frei. Die Erklärung, gefund zu sein, ist ja für jeden Geisteskranken typisch, nicht wahr? ... Die Geschichte ist bald zu Ende. Der Reisende wird nach dem Zerrnhaus gefahren. Er erkennt, wo er sich befindet. Er verbringt endlose Stunden in der Beobachtungsgasse. Sieht von Zeit zu Zeit ein Gesicht im Scheibenfenster erscheinen. Hört von ferne die Schritte der Tobläufigen. — Nach einigen Tagen hat er selbst, ganz allmählich — die „Grenze“ überschritten! ...

In diesem Augenblick trat ein schlanker, glattrasierter Herr ein. Er wußte einen rothen Blick auf die beiden und sagte: „Herr A (er nannte den Namen des Schriftstellers), nicht wahr? Der Diener hat Sie gemeldet. Aber — verzeihen Sie, bitte, einen Augenblick!“ Er ging auf den Professor zu, sprach leise einige Worte, ergriff seinen Arm, und sie entfernten sich.

Eine Minute später kehrte der glattraserte Herr wieder zurück. „Einer meiner Patienten“, erklärte er, „hatte sich verlaufen. Ist aber ganz harmlos.“

„Wie? Was? Sie — Sie sind?“ ... „Mein Name ist Professor Behrend“, sagte der Glattraserte. Der Kranke hat sich für mich abgegeben, nicht wahr? Und er hat Ihnen eine Geschichte von drei reisenden Kaufleuten erzählt, wie? Ja, das ist seine Manie!“

„Aber — ist das möglich? Er sprach doch so vernünftig, so absolut logisch!“ ...

„Ja“, meinte der Professor, „die Grenze zwischen dem normalen Zustand und der medizinisch einwandfreien Geistesverwirrung ist oft schwer zu erkennen.“

Der Professor geleitete den Schriftsteller bis zum Tor. Der Pfortner grüßte und sagte: „Guten Tag, Herr Professor!“

„Er ist es also wirklich“, dachte der Schriftsteller. Aber gleich darauf kam ihm ein anderer, ihn lähmender Gedanke: „Wie, wenn der Pfortner ebenfalls „falsch“, ebenfalls krank wäre?“

Der Schriftsteller kam nicht wieder. Und, das geplante Buch wurde nie geschrieben. ...

Kiewer Heiligen-Klöster.

In die Welt russisch-orthodoxen Glaubens führt Doktor Proconi in einem scheinenden Stadtbilde Kiems in der „Frankf. Ztg.“:

Ein Hohlweg und eine mit hölzernem Schuttdach gedeckte Treppe führt den Steigung hinab, durch Gebüsch und Wald, an Wiesen entlang, in einen kleinen Hof, wo wieder ein Stücklein mit goldenen Stupeln steht. Hier läuft man ein Licht, wobei die Stille will, daß der freiwillig gezahlte Preis den Mönchen eine schätzbare Entschädigung für den Unterhalt und die Deckung ihrer Werkstätten bildet. Mit brennenden Kerzen folgt eine Gruppe von Pilgern dem führenden Mönch eine Treppe hinab in einen dunkeln Gang, der allmählich noch tiefer führt. Zweihundert Schritte etwa wandert man in Windungen weiter, bis sich der

Gang erweitert und der Mönch stehen bleibt. Er beleuchtet die Wände und die scheinbar gewölbte Decke: alles ist aus dem trefflichen Leinwand der Kiewer Hügel herausgearbeitet, der in den Jahrhunderten hart geworden ist wie Stein, wasserundurchlässig und schwarz und fett vom Kerzentau. Dann fällt das Licht an den Wänden der Höhle auf zwei einfache Särgen, deren Deckel aufgeschlagen sind und längliche rote Palette sehen lassen, in denen man noch die menschliche Gestalt vermuten kann. Die Ehrwürdigen So und So“ murmelt der Mönch, beugt sich hastig zum Auf und geht weiter durch den engen Gang, bald aufwärts, bald in die Tiefe. Nun nähern sich die Höhlen immer mehr einander, zwei oder drei Särgen stehen, alle geöffnet, mit dem roten Tuchband, alle sorgfältig zu Säulen eingelegt. Nur bei wenigen weiß der Führer den Namen, meist liest er ihn mühsam von dem schwarz beleuchteten Fellechen ab, doch bei keinem vergißt er den Auf. Und jedesmal streift er sorgfältig das zu einer einzigen lockeren Welle gebrauchte lange Haar, das ihm dabei über's Gesicht fällt, hinter die fest sitzende schwarze Samtmütze zurück. Dann zeigt er uns Löcher in halber Wandhöhe, über denen der Fellech hängt. Die Ehrwürdigen, die drinnen vor der Neugier und zudringlichen Andacht sicher ruhen, haben sich bei Verzeiten noch einmurmern lassen. Und wieder folgt eine lange Reihe von Särgen, in kleinen Gruppen überall aufgestellt. Ein einziger Name klingt über das Verwehen hinaus: „Nöschlich“ steht man am Sarge Kejors, des ersten Historikers Kiewlands, dessen Chronik über die Anfänge des Reiches von Kiew die einzige schriftliche Kunde gibt. Auch seinen Namen muß der Mönch erst entziffern. Dafür kennt er diejenigen einiger besonders verehrten Heiligen, deren Reize statt des gewöhnlichen roten Tuches feingemusterten Protektstoff tragen. Allmählich werden die Höhlen gewässert. Der gebrauchte Stoff wird an die Pilger in kleinen Stücken verkauft. In der Höhle der Bevorzugten brennen Lampen, ein Altar glitzert von Gold. Dann umfängt uns wieder die Dunkelheit, in die unsere Lichter phantastisch hineinleuchten.

„Der ehrwürdige Johann der Schmerzende“, sagt unser Führer und hält seine Kerze nieder, wo aus dem Boden in einer Nische ein seltsames Gebilde wächst, der Oberkörper eines Menschen, ein Haupt, mit einer Bischofsmütze bedeckt, von roten Stoffen ganz behüllt. Der Heilige, der hier als greifbares, wenn auch wenig schreckhaftes Gespenst wirken muß, ließ sich, wie die Legende erzählt, drei Jahrzehnte vor seinem Tod im Boden vergraben. Seine Wände küßen nach dem Mönche fast alle Begleiter. Noch einige Särgen folgen. Dann geht es einen dunkeln Gang hinauf, immer schneller und unermüdet schlägt uns das Licht aus der kaltpfeifernen Kirchenhölle entgegen. Man legt stumm die Kerze nieder, die einen Augenblick später neuen Pilgern verkauft werden, man drückt dem lächelnden Mönch eine Erinnerung in die breite Hand. Und man wandert noch eine Viertelmeile weiter, zu andern Höhlen, wo nachmal's Heilige liegen, nicht mehr 72 wie in dem ersten unterirdischen Kreis, aber noch eine stattliche Zahl. Hier liegen auch Schädel, die mehrmals im Jahre, an bestimmten Feiertagen, ein dickes Öl anschwärzen. Mit einem silbernenöffelchen wird es abgestrahlt und in Flaschen mit so geringem Raume gesammelt wie das falsche Öl, das die Fremden auf den Basaren des Orients erhandeln. In bestimmten Preisfäden bietet uns ein Mönch davon an. Das ist das Öl der Heiligen! Laßt es von Kiew, die erste Stätte des russischen Christentums, das von Anfang an die traurige Frage des stehenden Wanzes widerspiegeln mußte. Aus den düstern Gängen, in denen Mönche und lallende Pilger ohne Arbeit, die das Dasein weltlicher Klöster vererbte, lebten und selbst im Tode kein Recht auf Ruhe erwarben, drang das betäubende Ideal des stummen Bergichts, wehrloser Dinge, findender Andacht jahrhundertlang hinaus in das große Volk, dem kein anderes Licht leuchtete.

Notizen.

Der Verband der freien Volkshäuser veranstaltet am Sonntag, den 10. Februar, abends 7 1/2 Uhr, einen Vortragabend, an dem Friedrich Kayhler Christian Morgenstern und eigene Dichtungen lesen wird. Eintritt zu 1 M. an der Abendkasse.

Tolstois verbrannte Briefe. In den wertvollsten Briefen Tolstois gehören jene, die er an seinen Bruder Sergej Nikolajewitsch richtete und die sich im Besitz seiner Schwägerin befanden. Eine andere bedeutende Reihe von Briefen wurde an seine Schwester, die Gattin des verstorbenen Prinzen Dolenstky, gerichtet. Beide Briefsammlungen sind nunmehr, wie der „Figaro“ mitzuteilen weiß, zu den zahllosen Opfern der russischen Wirren zu zählen. Das Haus von Tolstois Bruder, wo die ersigenernte Briefsammlung untergebracht war, ist vor kurzem von einer Räuberbande in Brand gesteckt worden. Bald darauf wurde auch das Schloß des Prinzen Dolenstky durch aufrührerische Banden niedergebrannt.

was das einzig Vernünftige ist. Ihr versteht das, aber eben nicht mehr.“

„Mein Gott, Rudolf, du bist ja so jung, viel zu jung, wie kannst du daran denken, zu heiraten! Was bist du denn, was hast du denn? Du kannst ja noch nicht einmal für dich selber sorgen.“

Er sah sie ganz erstaunt an. „Ihr seid doch da, ihr werdet schon sorgen — selbstverständlich.“

So — selbstverständlich?! Ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf: gefragt werden die Eltern nicht. Aber dafür sind sie gut, sorgen dürfen sie, für alles aufkommen. „Du irrst“, sagte sie ruhig. Sie war plötzlich ganz kalt, gegen ihre sonstige Art, ihre weiche Stimme wurde hart. „Gehete Lorchheit werde ich nie unterstützen. Schreibe an deinen Vater, frage ihn, er wird dir daselbe sagen. Ich gebe es nicht zu.“

„Gib du es zu oder gib es nicht zu!“ Sein Zuh trat hart auf. „Annemarie wird meine Frau und zwar jetzt — gleich — sagt was ihr wollt, ich lasse mich trauen!“ Er stürzte rasch aus dem Zimmer, er schlug die Tür hinter sich zu.

Oh Gott, wenn ihr Mann doch hier wäre! Der würde diesen Menschen, der noch ein Knabe war, schon zur Vernunft bringen. Sie war zu schwach dazu. Immer hatte sie Rudolf vernünftigt, ihn umsorgt, ihn geliebt über alle Maßen — das war nun der Dank?! Die Mutter stand wie verblüdet. Was sollte sie tun, wie sich widersetzen? Oh, daß doch ihr Mann bei ihr wäre, ihr Mann! Sie fühlte plötzlich eine heisse Sehnsucht.

Ich lasse mich trauen, hatte der Junge gesagt. Eine Kriegstraumung, — als ob das so gar nichts wäre. Wußte er denn nicht, daß nach diesen paar Tagen des Kaufsches noch ein Leben kam, ein ganz anderes? Jetzt war alles aus den Augen, dann aber war die Ordnung aller Dinge wieder da. Konnte, würde Annemarie dann noch die Rechte für ihn sein?

Nöschlich, lustig, ein vergnügter Kamerad, aber wohl seine Frau von bleibendem innerem Wert. Jetzt erst glaubte sie das Mädchen wirklich zu kennen. Das Mädchen, das gern zugriff, weil es nichts anderes zu erwarten hatte. Kein Vermögen, nichts gelernt; wenn das bishigen Jugend vorbei war, besaß es nichts. Und würde die Offiziersochter für einen Mann von geistigem Streben taugen? Dort war so vieles nur auf den äußeren Schein gestellt. Wenn der Krieg vorbei

war, der augenblicklich die Unterschiede verwischte, würde das jutage treten.

Da war so vieles, was sie Rudolf sagen konnte, wenn er sie hören wollte. Ihre Hüfte waren schwach geworden, sie mußte sich auf den Divan setzen. Sie sah eine lange Weile, den Kopf in beide Hände gestützt. Dann stand sie auf, sie wollte ihn suchen, gleich noch einmal ruhiger mit ihm sprechen.

Aber Emilie sagte, der junge Herr sei mit Fräulein Annemarie spazieren gegangen.

Die Mutter stieg hinauf in sein Zimmer: das war so wie immer, nur er war anders. In trübem Sinnen verloren stand sie. Dann erst bemerkte sie, daß im Nebenzimmer ihr Sohn Heinz am Fenster stand. Er hatte die Arme über der Brust verdrückt und sah hinüber zum Haus der Witwe Krüger, das jetzt am Ende des Gartens hinter dem lahlen Birnbaum deutlich zu sehen war. Es lag still, wie ver-tunfischen.

„An was denkst du denn, mein Sohn?“ Sie berührte seine Schulter.

Er hatte ihren Eintritt nicht bemerkt, ihre Frage wohl gar nicht verstanden, er schreckte zusammen. „Was willst du denn?“ fragte er unwirksam.

Da zog sie sich wieder zurück. Es war ihr plötzlich, als sei sie wieder einsam geworden, aber viel einsamer, als da die beiden fort waren im Kriege.

Sie konnte es nicht über sich gewinnen, zum Abendessen hinunter zu gehen. Emilie mußte sie mit Kopfschmerzen entschuldigen. Sie legte sich zu Bett, aber von unten herauf schallte volles, fröhliches, tönendes Lachen. Das waren Rudolf und Annemarie — die konnten heiter sein?! —

Hedwig Vertholdi fand keinen Schlaf diese Nacht. Um Mitternacht stand sie auf, zog sich notwendig an und schrieb an ihren Mann. Ihre Hand zitterte; aber er würde ja auch diese getriebenen Zeiten lesen können. Noch nie hatte sie so an ihn geschrieben. Noch nie hatte sie so stark gefühlt, daß sie zueinander gehörten, wie in dieser Stunde des inneren Zwiespalts. Würde er es auch eine Ainderei, eine Lorchheit, einen helleren Wahnsinn nennen, wie sie es nannte? Wenn er das nicht tat, dann wollte sie sich fügen; aber sie wußte, er würde mit ihr einer Meinung sein.

(Fortf. folgt.)

Töchter der Hekuba.

Ein Roman aus unserer Zeit von Clara Siebig.

„Nein, das ist es nicht!“ Seine Röte stieg, er wollte auffahren, aber er bezwang sich. „Wir sind alt genug, um zu wissen, was wir wollen“, sagte er mit erzwingender Kühle. „Ich möchte dich bitten, das Wort „Kinderel“ nicht zu gebrauchen, Mutter. Ich bin auch nicht verliebt, wenn du es auch so nennst. Es ist ein ganz anderes, ein großes Gefühl, das mich erfüllt. Das uns beide erfüllt. Uns ewig erfüllen wird. Wir sind uns darüber völlig klar. Und da ich jetzt bald wieder fort muß, möchten wir uns Kriegstrauren lassen.“

Kriegstrauren, Kriegstrauren —! Ein paar Tage nur sich kennen und sich dann gleich trauen lassen?! Die Mutter starrte den Sohn an.

Er sah in ihren Augen mehr als grenzenloses Erstaunen: ein förmliches Entsetzen. „Es ist eine Ueberraschung für dich, nicht wahr? Aber, Mutter —“ er sagte sie um, wie er sie als Knabe umfassen hatte, wenn er ihr etwas abkneipen wollte — „du brauchst darüber doch nicht so — so — nun, so verblüdet zu sein. Manche brauchen Wochen, Monate, um sich kennen zu lernen, wir liebten uns eben auf den ersten Blick. Und das ist das Richtige, das einzig Wahre. Die große Liebe. Keine andere kommt ihr gleich. Sieh mich doch nicht so an, sieh doch nicht so da — was ist dir denn?“ Er sagte es besorgt, aber mehr noch verlegt: sie hatte ja ein Gesicht, so blaß, und so, als würde ihr etwas Schreckliches verkündet. Nun konnte sie sich doch schon von ihrer Ueberraschung erholt haben. Aber sie sagte noch immer nichts. „Du sagst ja nichts — Mutter!“ Er war ungeduldig. Daß sie überrascht war, wollte er wohl glauben, über ihn selber war es ja gekommen wie ein Sturzbad. „So sag doch endlich etwas!“

„Was soll ich sagen — dazu sagen?! Das ist ja so unmöglich, so, so —!“ Sie rang nach einem Ausdruck, sie wollte ihn nicht verlegen, aber nun fuhr es ihr doch heraus: „So lächerlich. Kannst du denn denken, wir würden zu solcher Lorchheit unsere Einwilligung geben?“

„Lorchheit?“ Gereizt fuhr er auf. „Du nennst Lorchheit,

was das einzig Vernünftige ist. Ihr versteht das, aber eben nicht mehr.“

„Mein Gott, Rudolf, du bist ja so jung, viel zu jung, wie kannst du daran denken, zu heiraten! Was bist du denn, was hast du denn? Du kannst ja noch nicht einmal für dich selber sorgen.“

Er sah sie ganz erstaunt an. „Ihr seid doch da, ihr werdet schon sorgen — selbstverständlich.“

So — selbstverständlich?! Ein bitteres Gefühl stieg in ihr auf: gefragt werden die Eltern nicht. Aber dafür sind sie gut, sorgen dürfen sie, für alles aufkommen. „Du irrst“, sagte sie ruhig. Sie war plötzlich ganz kalt, gegen ihre sonstige Art, ihre weiche Stimme wurde hart. „Gehete Lorchheit werde ich nie unterstützen. Schreibe an deinen Vater, frage ihn, er wird dir daselbe sagen. Ich gebe es nicht zu.“

„Gib du es zu oder gib es nicht zu!“ Sein Zuh trat hart auf. „Annemarie wird meine Frau und zwar jetzt — gleich — sagt was ihr wollt, ich lasse mich trauen!“ Er stürzte rasch aus dem Zimmer, er schlug die Tür hinter sich zu.

Oh Gott, wenn ihr Mann doch hier wäre! Der würde diesen Menschen, der noch ein Knabe war, schon zur Vernunft bringen. Sie war zu schwach dazu. Immer hatte sie Rudolf vernünftigt, ihn umsorgt, ihn geliebt über alle Maßen — das war nun der Dank?! Die Mutter stand wie verblüdet. Was sollte sie tun, wie sich widersetzen? Oh, daß doch ihr Mann bei ihr wäre, ihr Mann! Sie fühlte plötzlich eine heisse Sehnsucht.

Ich lasse mich trauen, hatte der Junge gesagt. Eine Kriegstraumung, — als ob das so gar nichts wäre. Wußte er denn nicht, daß nach diesen paar Tagen des Kaufsches noch ein Leben kam, ein ganz anderes? Jetzt war alles aus den Augen, dann aber war die Ordnung aller Dinge wieder da. Konnte, würde Annemarie dann noch die Rechte für ihn sein?

Nöschlich, lustig, ein vergnügter Kamerad, aber wohl seine Frau von bleibendem innerem Wert. Jetzt erst glaubte sie das Mädchen wirklich zu kennen. Das Mädchen, das gern zugriff, weil es nichts anderes zu erwarten hatte. Kein Vermögen, nichts gelernt; wenn das bishigen Jugend vorbei war, besaß es nichts. Und würde die Offiziersochter für einen Mann von geistigem Streben taugen? Dort war so vieles nur auf den äußeren Schein gestellt. Wenn der Krieg vorbei

war, der augenblicklich die Unterschiede verwischte, würde das jutage treten.

Da war so vieles, was sie Rudolf sagen konnte, wenn er sie hören wollte. Ihre Hüfte waren schwach geworden, sie mußte sich auf den Divan setzen. Sie sah eine lange Weile, den Kopf in beide Hände gestützt. Dann stand sie auf, sie wollte ihn suchen, gleich noch einmal ruhiger mit ihm sprechen.

Aber Emilie sagte, der junge Herr sei mit Fräulein Annemarie spazieren gegangen.

Die Mutter stieg hinauf in sein Zimmer: das war so wie immer, nur er war anders. In trübem Sinnen verloren stand sie. Dann erst bemerkte sie, daß im Nebenzimmer ihr Sohn Heinz am Fenster stand. Er hatte die Arme über der Brust verdrückt und sah hinüber zum Haus der Witwe Krüger, das jetzt am Ende des Gartens hinter dem lahlen Birnbaum deutlich zu sehen war. Es lag still, wie ver-tunfischen.

„An was denkst du denn, mein Sohn?“ Sie berührte seine Schulter.

Er hatte ihren Eintritt nicht bemerkt, ihre Frage wohl gar nicht verstanden, er schreckte zusammen. „Was willst du denn?“ fragte er unwirksam.

Da zog sie sich wieder zurück. Es war ihr plötzlich, als sei sie wieder einsam geworden, aber viel einsamer, als da die beiden fort waren im Kriege.

Sie konnte es nicht über sich gewinnen, zum Abendessen hinunter zu gehen. Emilie mußte sie mit Kopfschmerzen entschuldigen. Sie legte sich zu Bett, aber von unten herauf schallte volles, fröhliches, tönendes Lachen. Das waren Rudolf und Annemarie — die konnten heiter sein?! —

Hedwig Vertholdi fand keinen Schlaf diese Nacht. Um Mitternacht stand sie auf, zog sich notwendig an und schrieb an ihren Mann. Ihre Hand zitterte; aber er würde ja auch diese getriebenen Zeiten lesen können. Noch nie hatte sie so an ihn geschrieben. Noch nie hatte sie so stark gefühlt, daß sie zueinander gehörten, wie in dieser Stunde des inneren Zwiespalts. Würde er es auch eine Ainderei, eine Lorchheit, einen helleren Wahnsinn nennen, wie sie es nannte? Wenn er das nicht tat, dann wollte sie sich fügen; aber sie wußte, er würde mit ihr einer Meinung sein.

